

Maurmer Neujahrs-Blätter 2007



Maurmer Neujahrs-Blätter 2007

Inhalt

Zum Thema der Maurmer Neujahrs-Blätter 2007 <i>Redaktion</i>	5
Der Wald – ein Teil Schweizer Geschichte und Kultur <i>Albert Diem</i>	6
Wärme aus dem Wald <i>Christine Bozzone</i>	21
Zum Gedicht von Fritz Berger <i>Gisela Goehrke</i>	32
Waldgeflüster <i>Fritz Berger (†)</i>	33
Vom Schneiteln zum Biken <i>Walter Bernet</i>	34
Wald und Wasser – eine Lebensgemeinschaft <i>Gisela Goehrke</i>	46
Strom für die Mühle aus dem Waldweiher <i>Gisela Goehrke</i>	64
Die Holzkorporationen von Maur <i>Walter Fischer</i>	69
Wald und Jagd – Jagdaufseher Hans Brüngger im Gespräch <i>Hermann Landolt</i>	83
Maurmer Chronik <i>Hans Rudolf Thalman</i>	94

Zum Thema der Maurmer Neujahrs-Blätter 2007

Liebe Leserin, lieber Leser

Nur wenige von uns nehmen Flinte oder Säge und Axt mit, wenn sie in den Wald gehen. Für einen überwiegenden Teil der Bevölkerung ist es ganz einfach schön, durch die Wälder zu streifen, die Natur zu genießen, sich im Sommer an der Kühle zu ergötzen und den feuchten Hauch des Waldbodens oder den harzigen Duft frisch geschlagener und von den Ästen befreiter Baumstämme zu riechen.

Eine Selbstverständlichkeit ist dieser entspannende Genuss nicht. Erst seit wenigen Jahrzehnten wird der Erholungsnutzen des Waldes als eigener Wert gesehen. Bis zur Industrialisierung war der Wald die wichtigste Energiequelle und ein unverzichtbarer Spender von Nahrung für Mensch und Tier, von Rohstoffen für das Gewerbe und von vielem anderem mehr. Generationen von Menschen haben ihn gepflegt, genutzt und damit nach ihren Vorstellungen gestaltet.

Um den «Nutzungsraum Wald» geht es in den diesjährigen Neujahrsblättern. Nicht die Natur- und Kulturlandschaft stehen im Vordergrund, sondern die menschlichen Nutzungsweisen und Ansprüche an den Wald. Wiederum bieten die Neujahrsblätter eine Vielfalt von historischen und aktuellen Beiträgen. Den Anspruch, das Thema Waldnutzung in unserer Gemeinde erschöpfend zu behandeln, stellen sie nicht. Sie möchten einfach das Bewusstsein dafür schärfen, dass dem Wald Sorge zu tragen ist.

Ihre Redaktion

Der Wald – ein Teil Schweizer Geschichte und Kultur

Bevor wir uns dem Wald als einem Teil der Schweizer Geschichte und Kultur widmen, sei hier auf den Wald als Wesen unserer Erdoberfläche und dessen Funktion kurz hingewiesen. Der Wald wird als «Lebensgemeinschaft und Oekosystem von dichtstehenden Bäumen, weiteren Pflanzen sowie Tieren» (Schweizer Lexikon, 1999) bezeichnet. Dem Wald wird eine Nutzfunktion (Produktion von Holz), eine Schutzfunktion (Lebens- und Wirkungsraum des Menschen) und eine Wohlfahrtsfunktion (beispielsweise Erholungsraum) zugewiesen. Dieses weitgreifende Umfeld des Waldes hatte einen wesentlichen Einfluss auf die Geschichte und die Kultur unseres Landes, was wir in unserem Aufsatz zu zeigen versuchen. Dabei konnten wir aus den wertvollen Beiträgen zur schweizerischen Agrar- und Forstgeschichte von Albert Hauser in seinem Werk «Wald und Feld in der alten Schweiz» schöpfen.

Die prähistorische Zeit

Als vorgeschichtlich wird jene Zeit verstanden, von der keine schriftlichen Quellenzeugnisse vorliegen. Man ist auf archäologische Funde angewiesen. Die Dendrochronologie – eine der Bestimmungsmethoden der neueren Zeit – liefert jedoch genaue Zahlen über das Alter der Bäume. Die frühesten Bewohner unseres Landes hinterliessen ihre Spuren in der Alt-Altsteinzeit (ca. 35'000 Jahre v.Chr.): Es waren Jäger, die alle Landschaftszonen unseres Landes begangen haben, in denen es jagdbares Wild gab. Am Ende der Eiszeit (ca. 12'000 bis 8'000 v.Chr.) tauchte ein neuer Menschen-schlag auf. Mit ihm ging die Altsteinzeit in die Mittelsteinzeit über.

Unser Land war bedeckt von Tundren, Steppen und Föhren- oder Birkenwäldern, in denen das Rentier heimisch war; es wurde die Hauptbeute der Rentierjäger.

Mit dem Verschwinden des Eises trat der Wald an die Stelle der Steppe und Tundra. Dieser Wald bekam mit dem wärmeren Klima ein neues Gesicht: lichter Wald mit Kiefern, Arven und Lärchen. Es folgten die Haselbäume und die Eichen. Der Urwald griff rasch um sich, der Mensch war noch ein Nomade.

Eine grosse Wende im Leben des Menschen trat mit seiner Ansiedlung in Dörfern ein (ca. 3'000 bis 1'800 v.Chr.); der Mensch wurde sesshaft, insbesondere an Seeufern, da sich der Wald als Folge der günstigeren Klimaverhältnisse immer mehr ausbreitete und sich zu einem dichten Urwald formte. Diese Entwicklung zwang den Menschen in eine neue Auseinandersetzung mit wilden Tieren. Im Neolithikum wurde er zum Ackerbauern, wozu er für den Anbau von Getreide den Wald schrittweise roden musste. Die Asche der Brandrodung fand gleichzeitig als Dünger Verwendung. Die Waldrodungen dienten auch als Weide für Ziegen und Schafe. Zudem bot der Wald auch das Material für den Hausbau (Holzstangen) und für Werkzeuge. Wir verweisen hierzu auf die fundierten fachtechnischen Beiträge von Samuel Wyder, Kathrin König Urmi und Edwin Urmi in den Neujahrsblättern 1997.

Die Helvetier, ein keltischer Stamm

Wir verdanken unsere Kenntnisse über die Bevölkerung des schweizerischen Mittellandes nach 800 v.Chr. den antiken Schriftstellern aus dem Mittelmeerraum, vor allem den Griechen und Römern und insbesondere Caesar, der in seinem «De bello gallico» (Über den gallischen Krieg) über die Helvetier, einen der vielen autonomen Stämme der Kelten, genaue Angaben machte. Zu dieser Zeit soll ein subatlantisches also etwas kühleres Klima als heute mit verschiedenen Schwankungen geherrscht haben. Die Wälder in den siedlungsnahen Gebieten wurden als Waldweide genutzt; ungenutzte Gebiete waren vermutlich dicht bewaldet und von der Rotbuche beherrscht. Nadelhölzer hingegen waren seltener als heute. Es war

eine unruhige Zeit, die von den von Nordosten vordringenden Germanen bestimmt wurde. Diese brachen um 100 v.Chr. in das Gebiet der Helvetier ein, die sich den Eindringlingen anschlossen, um in Gallien (dem heutigen Frankreich) gegen das Römische Reich vorzugehen. Bis bei Bibracte 58 v.Chr. der damals aufsteigende römische Feldherr Caesar die Helvetier besiegte und sie in ihre ursprüngliche helvetische Gebiete zurückwies.

Das Waldbild dieser Zeit zeigt uns im Mittelland und in den nordalpinen Regionen einen Laubmischwald. Die Bauhölzer der einheimischen keltischen Bevölkerung stammten aus dem in der Nähe liegenden Wald, der auch als Lieferant für Laubfutter diente (Birke, Ulme und Eiche); im überalterten Urwald fanden sich auch Eiche, Föhre, Tanne und Buche. In den Zentralalpen herrschte die Föhren- und Birkenvegetation mit Weisstannenwäldern. Man darf aus Äusserungen von namhaften lateinischen Historikern schliessen, dass unser Land bis zum Eindringen der Römer stark bewaldet war (Tacitus: «ein grosser unaufhörlicher Wald»).

Die Römer in der Schweiz

Die römische Periode lässt sich in vier Phasen gliedern: Der Niederlage von Bibracte (58 v.Chr.) folgte der Aufbau der römischen Herrschaft (1), deren Grenze nach Norden bis in das Gebiet der Germanen hinein ragte und Helvetien Sicherheit und Wohlstand brachte (2), bis 260 n.Chr. der Germaneneinfall mit seinen Verwüstungen dieser Blütezeit ein Ende bereitete. Nochmals raffte sich Rom auf und hielt bis 400 n.Chr. (3) die Grenze gegen Germanien aufrecht. Danach drangen die Alemannen (Germanen) ein und das Römische Reich brach schrittweise zusammen (4).

Das halbe Jahrtausend römischer Herrschaft brachte unserem Lande viel Positives. Die römische Siedlungspolitik zeigte eine Vorliebe der Römer für das Landleben und die Landwirtschaft. Die von den Römern in der Regel gepflegte Gemischtwirtschaft verband Viehzucht, Ackerbau, Waldwirtschaft, Obstkultur und Garten, wie viele Agrarschriftsteller aus der Antike berichten. Diese beziehen sich jedoch selten auf unser Land. Hingegen geben in Bezug auf

die Forst- und Waldgeschichte Bodenfunde bei Ausgrabungen wie Holz, Holzgegenstände, Werkzeuge und Inschriften wichtige Aufschlüsse. Wichtige Beiträge zur Vegetationsforschung, zur Forstbotanik und zu artnahen Wissenschaftszweigen halten das Waldbild der gallo-keltischen und römischen Zeit einigermaßen fest: Im Mittelland und in den nordalpinen Regionen herrschte der Laubmischwald, in tieferen Berglagen die Buche, in den subalpinen Zonen hielt die Fichte die dominierende Stellung, während Edelkastanie und Nussbaum am Alpensüdfuss gediehen. Werke römischer Gelehrter (Plinius, Vergil, Columella, Tacitus, Cato, Varro, Palladius) enthielten interessante Hinweise über die Wälder nördlich der Alpen; sie alle stimmten überein, dass unser Land stark bewaldet war. Tacitus meinte beispielsweise, dass sich unweit der Hauptstadt der Helvetier (Aventicum, Avenches) ein grosser unaufhörlicher Wald ausdehne; der Jura sei vollständig mit Wald bedeckt und der Bodensee von schrecklichen Waldungen eingeschlossen («horrore silvarum squalentium inaccessum lacum»). Die Wälder der Alemanen sind dunkel und schrecklich («silva squalore tenebrarum horrenda»). Die Gebiete um St. Gallen, das Toggenburg und das Appenzellerland werden als Wildnis beschrieben. Plinius sagte über Rätien, dass dort grosse Lärchenwälder herrschten. Von diesem stammt ebenfalls ein Bericht, wonach Kaiser Tiberius für Bauten in Rom und für Brückenbauten grosse Lärchenstämme vollständig aus Rätien kommen liess. Und der Transport? Bis heute noch ein Rätsel. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass die Holzflösserei bereits von Bedeutung war. Es gab wohlorganisierte Schiffergesellschaften oder Flösserschiffergilden auf dem Genfersee, der Rhone und der Aare, die dem Waldgott Silvanus huldigten, dem Schutzpatron des Waldes. Die Mythologie weiss hier einiges zu erzählen...

Das forstwirtschaftliche Wissen der Römer wurde dank christlicher Orden und Klöster im Mittelalter weitergeleitet; der Dominikanermonch Albertus Magnus ist deren grösster Repräsentant. In seinem eingangs erwähnten Werk «Wald und Feld in der alten Schweiz» leitet Albert Hauser mit folgenden Worten zum nächsten Kapitel über: «Auf diese Weise sind manche Methoden fast unverändert an die Humanisten des 15./16. Jahrhunderts und von diesen über die

Hausväterliteratur auf die Pioniere der Land- und Forstwirtschaft des 18. Jahrhunderts übertragen worden.»

Die Frühzeit der Eidgenossenschaft

Trotz Angaben und Hinweisen in verschiedenen forstgeschichtlichen Arbeiten ist die Wald- und Forstgeschichte der Gründungszeit der Eidgenossenschaft nur wenig erforscht. Die wichtigste Gruppe der vorhandenen Quellen sind die Urkunden, die uns reiches Material für die Forstgeschichte liefern. Wir werden uns auf die wichtigsten Probleme beschränken.

Es wird angenommen, dass weite Teile der Urschweiz im 12./13. Jahrhundert noch von Wald beherrscht waren. Nicht von ungefähr sprach man bei der Gründung der Eidgenossenschaft von den Waldstätten. Zahlreiche Rodungen, vor allem zur Gewinnung von Weiden, fanden zwischen dem 12. und 14. Jahrhundert statt; sie erstreckten sich bis zum Bannwald. Im Mittelland und in den voralpinen Zonen hingegen findet man noch im Frühmittelalter grossräumige Waldungen (etwa den Arbonerforst), die von den neu gegründeten Klöstern sowie Grundherren und Bauern gerodet wurden, womit der wachsende Bedarf an Bau- und Brennholz gedeckt werden konnte. Untersuchungen haben ergeben, dass in der Ostschweiz die Waldfläche durch Rodungen schon im 13. Jahrhundert weitgehend auf die heutige Ausdehnungen beschränkt war. Der Jura soll in dieser Zeit noch von einem «undurchdringlichen Wald» bedeckt gewesen sein (desertum Jorensse = jurassische Wüstenei).

Der Zürcher Rechtshistoriker Karl Siegfried Bader hat in neuester Zeit die wichtigsten Ordnungsprinzipien und ihr Zuordnungsverhältnis untersucht. Wichtig für uns ist die berühmte und in der Wissenschaft recht umstrittene Markgenossenschaft, eine Kollektivnutzung (Holz, Waldweide, Waldbienenernte). Der in unserem Zusammenhang bedeutendste Marchenstreit war die vom 11. bis zum 14. Jahrhundert ausgetragene Fehde zwischen dem Kloster Einsiedeln und den Schwyzer Landleuten, die trotz Schiedssprüchen und mehrfachen Übergriffen der Schwyzer in die erste kriegerische Auseinandersetzung der Eidgenossen mit Habsburg 1315 am Morgarten

eskalierte. Unter Ausnutzung des Geländes und Einsatz von Holzblöcken und Gestein schaffte es erstmals in der Geschichte ein Fussvolk, ein Reiterheer zu schlagen. Der Wald war für die Eidgenossen Deckung und Waffe.

Nun zurück zur Nutzung des Waldes, insbesondere der genossenschaftlich genutzten Waldgebiete, wozu zahlreiche Urkunden (Offnungen) wertvolle Belege bieten. Erwähnenswert ist es, aus mittelalterlichen Quellen zu erfahren, dass man zwischen «silva» und «forestis» unterschied: «Silva» war Wald ohne Jagd, «forestis» Wald mit Jagd. Heute versteht man in der Fachsprache unter Wald die von Menschenhand nicht beeinflusste Vegetationsform, unter Forst, was menschlichen Einwirkungen unterworfen ist.

Wir wissen, dass die Urkantone Markgenossenschaften mit weitreichenden Rechten schufen und die meisten Wälder und Alpen besaßen. Sie setzten damit einen Grundstein für die Entwicklung unseres Landes zur Willensnation, was sich 1848 bestätigte. Aber auch ausserhalb der Urkantone stossen wir in den Urkunden auf Gemeinwälder.

Im Laufe der Zeit kam es zu vielen Streitigkeiten um die Rechte der Holznutzung, insbesondere zwischen den «vollen Genossen» und den Zuzüglern und Siedlern. Mit der Zeit begannen sich auch die Städte zu regen. Ihre in Stadtnähe gelegenen Gemeinwälder und Allmenden genügten bald nicht mehr für die Sicherstellung des Brenn- und Bauholzes. Der Zürcher Richtebrief von 1304 enthielt ein erstes Ausfuhrverbot für Holz.

Erst nach neuen Walderwerbungen wurden diese Sperrungen gelockert. Im 14. und 15. Jahrhundert haben städtische Gemeinwesen in die Waldnutzung eingegriffen; so entstanden sogenannte Holzordnungen, die die Nutzung einschränkten. Vor allem wurden die Holzfreveler strenger angepackt. Im 14. Jahrhundert wurden die ersten Köhlereiverbote erlassen (z.B. Zürich: Sihlwald).

Eine besondere Art der Waldnutzung war die Waldmast (Egertenrecht oder Acherum). Diese verlieh dem Eichen- und Buchenwald einen besonderen Wert. Fruchtttragende Bäume wie Eiche, Kastanie und Buche bildeten die Obermast, während Wurzeln, Würmer, Schnecken und Insekten die Untermast für das Vieh lieferten, vor allem für grosse Schweineherden. Die Übernutzung durch Waldwei-

de wurde mit behördlichen Bestimmungen bekämpft. Damit die Waldweidegebote durchgesetzt werden konnten, schuf man die Institution des Bannwartes oder Försters, mit rechtlichen Kompetenzen je nach Gegenden. Eine besondere Aufgabe des Bannwartes war der Schutz des Bannwaldes.

All die vorerwähnten Holzordnungen dürften die ersten Zeugnisse einer einsetzenden, das ganze Land umfassenden Waldpflege oder Forstwirtschaft sein. In einer Ordnung von 1480 «bedarf der Wald des Schutzes, weil die Nachkommen des Holtzes dereinst notturtig verint, dan wir alle das finden und haben möchtint».

Der Humanismus erreicht unser Land

Die vom Humanismus ausströmende Kraft erfasste auch die Forstwirtschaft vom 15. bis zum 17. Jahrhundert. Die mit dieser geistigen Strömung einhergehende Naturverbundenheit und Naturforschung förderte die Sympathie zum ländlichen Dasein. Ganz augenfällig war dies in unserem südlichen Nachbarland, wohl etwas weniger bei uns. Neue Wege in der Forstwirtschaft wies das Werk «Jagd- und Forstrecht» des Juristen Noè Meurer, Rat des Kurfürsten von der Pfalz. Sein Hauptverdienst lag in der Gründung einer geregelten Forstwirtschaft, indem er bestimmte Grundsätze einer natürlichen Bewirtschaftung des Waldes aufstellte. Die Auswirkungen von Humanisten und Juristen auf die Land- und Forstwirtschaft zeigten sich in jener Zeitspanne nicht gerade positiv; man musste eine geraume Zeit verstreichen lassen, bis das Gedanken- gut aus dieser Zeit ihre Früchte trug. Eine eigentliche eidgenössische Forstwirtschaft gab es in jener Zeit noch nicht. Jedermann konnte nach Belieben roden, nicht zuletzt wegen der Bevölkerungszunahme. Die Holznutzung war «Freiwild». So kam es immer mehr, dass Städte, die ursprünglich keinen Wald besaßen, aber einen grossen Holzbedarf hatten, Walderwerbungen tätigten: Sie griffen in die Waldnutzung kräftig ein. Man sprach von Raubbau und Holzfrevel. Man erliess Holzordnungen, die diesem Tun den Riegel schieben sollten (Köhlereverbote, Ausfuhrverbote). Es entstand unwillkürlich eine Art von Wald- oder Holzökonomie.

Augenfällig war in unserem Lande die Wiedergabe des Waldes und der Bäume in der zeitgenössischen Malerei und den Zeichnungen. Diese Richtung wirkte sich auch aus auf die Einstellung des Einzelnen und des Volkes zum Wald und zur Natur. Im Mittelpunkt steht der Baum. Er dient als Bindeglied von der Antike zur Neuzeit. Vom Glauben an den Waldgott aus römischer Zeit über den Sündenfall in der biblischen Geschichte bis hin zu den Darstellungen in Landschaften, Chroniken und in den verschiedensten Dokumenten der Menschheitsgeschichte gehört der Baum zu den wichtigsten Symbolen. Denken wir nur an den Ahorn in Truns, in dessen Schatten um 1573 der Bündner Dreibund geschlossen wurde. Mit den vielen regionalen Sagen, Bräuchen und Sitten hat sich bei uns die Einsicht eingestellt, dass der Wald – auch wenn er heute entzaubert ist – doch eine der zauberhaftesten Schöpfungen der Natur ist.

Die Aufklärung entdeckt den Wald

Es schien, als im 18. Jahrhundert die Vernunft sich zu behaupten begann, als ob der Mensch sich nach einer neuen Leidenschaft sehnte. Rousseaus Ruf «Zurück zur Natur» gab den Auftakt zur dichterischen Auseinandersetzung mit der Natur und der Entdeckung des Waldes. Der Wald, geheimnisvoller und idealer Zufluchtsort für alle, die dem Alltag zu entfliehen gedachten, erhielt in der Literatur des 18. Jahrhunderts seine besondere Rolle. Den Anfang machte der Berner Patrizier, Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller mit seinem Epos «Die Alpen». In seinen Betrachtungen über die Alpenwelt und die Höhenzonen schliesst er die Wälder mit ein, die Alpenweiden und die Fichtenwälder. Der Zürcher Schriftsteller und Maler Salomon Gessner brauchte den Wald als Kulisse für seine rokokohaften Werke. Mit einem umfassenden Naturbegriff erschien Jean Jacques Rousseau auf der Naturbühne. Er sah den Wald als Zufluchtsort seiner Romanhelden. Der Wald wurde Ziel einsamer und träumender Menschen, das höchsten Genuss und Glück schenkt; «je urwaldähnlicher ein Wald, umso schöner und anziehender wirkt er». Die Alpen und ihre Wälder zogen sehnsüchtige Reisende an – zwischen 1750 und 1800 eine eigentliche Mode-

strömung. Goethe selbst hat in seinen trefflichen Schilderungen unserer Landschaft auch den Wald miteinbezogen: So bezeichnet er auf seiner Reise durch den Jura die Vallée de Joux als «Holzkammer von dem Pays de Vaud» und lobte die geregelte Forstwirtschaft. Ihm sind etliche grossartige Walddarstellungen zuzuschreiben wie etwa im «Faust». Eine besondere Literaturgattung vertrat der Zürcher Arzt und Naturforscher Johann Jakob Scheuchzer: die Landes-



«Waldlandschaft mit Fichtenforst und Hirtenstaffage». Gouache auf Papier von Salomon Gessner (1779). (Staatliche Graphische Sammlung München, Inv. 413)

kunde, die Naturgeschichte und das Landrecht. In seinen Werken machte er auf die Not des Waldes aufmerksam, «dass auch die walddreichsten Orte endlich in Holtzmangel gerathen können, wann entweder der Überfluss des Holtzes missbraucht wird, oder man nicht genugsam Sorge trägt, die Forste und Wälder in gutes Wachstum zu bringen, oder, wenn gantze Waldungen durch Unglück abbrennen, wie dieses, zu grossem Schaden der Bergwerken und an-

den holtznöthigen Neueinrichtungen, die Landschaft Schams in Pündten erfahren». Doch allen Mahnungen zum Trotz wurde im 18. Jahrhundert fortgefahren, ohne Schonung die Wälder für die Bergwerke und Glashütten auszubeuten. Ein Schüler Scheuchzers, der nachmalige Bürgermeister von Zürich, Hans Jakob Leu, veröffentlichte in den Jahren 1727 bis 1746 ein minutiös zusammengestelltes, vierbändiges Werk über eidgenössisches Stadt- und Landrecht, in welchem sich der Verfasser unter anderem mit der Geschichte des Forstrechtes auseinandersetzte. Wir verweisen für Interessenten hierzu auf die ausführliche Würdigung im eingangs erwähnten Buch von Albert Hauser.

In diese Zeit fällt auch Faesis Staats- und Erdbeschreibung der Eidgenossenschaft. Faesi war Pfarrer von Uetikon am Zürichsee und gehörte zu jenen Topographen und Geographen, die sich auch mit der Forstwirtschaft auseinandersetzten. Er schrieb im allgemeinen Überblick zu seinem vierbändigen Werke: «An Holz- und Brennmaterialien sollten dem ersten Anschein nach alle Gegenden des Schweizerlandes Überfluss haben, denn wo man immer die Augen hinwendet, so findet man die kleineren und höheren Berge und Hügel, ja zum öftern die Ebenen selbst, mit Holz bewachsen». Er stellte fest, dass einige Kantone (UR, SZ, NW, OW, ZG, GL und GR) mehr als genug Holz hätten, während in den übrigen das Holz immer seltener wurde. Die Hauptursache waren für ihn die immer mehr aufkommenden Fabriken und Manufakturen, die durch «selbige vermehrten Einwohner, die Erbauung und Anlegung neuer Häuser, die ehemalige starke Ausfuhr von Kohle nach fremden Ländern, die wenige Sorgfalt, welche der Bauer auf die Äufnung der Waldungen verwendet, wie auch der Missbrauch, so an einigen Orten mit diesem zum täglichen Leben so unentbehrlichen Gut betrieben wird». Er schilderte die grossen Waldungen in der Inner-schweiz, im Kanton Bern, im Jura und im Zürcher Sihlwald. Noch ein weiterer Zürcher Naturforscher, Hans Rudolf Schinz, befasst sich eingehend mit der Forstwirtschaft.

Das Zeitalter der Aufklärung hat mit seinen Naturforschern, Naturhistorikern, Philosophen und Theologen den Wald als Quelle des Wohlbefindens entdeckt und ihm den richtigen Wert verliehen. Die Grundsteine zur schweizerischen Forstwirtschaft waren gelegt.



«Der Wald», Gouache auf Papier von Salomon Gessner (1784).

Aus einer Beschreibung von Heidegger (1802): «Am Rande eines stillen, nur mit ein Paar kleinen Silberwellen schillernden Baches, über dem eine ländliche Brücke von ungezimmerten Baumstämmen liegt, stehen im Vordergrund der Landschaft ein Paar junge Buchen, umwunden von Epheu und Windekraut, die um die schlanken weißen Stämme hinauf, und dann wieder in Kränzen und Bändern von den malerisch geworfenen Aesten hinunterwiegen. Ein vermoderter, am Fuße mit Schilf und auf dem zweigleeren Haupt mit Moos bewachsener Weidenstamm, steht einsam und gebückt neben den schlanken Buchen, wie ein Greis neben Jünglingen. Nahe bey der Brücke, am Wege, der tiefer in den Wald führt, sitzt im Schatten des üppigen Laubwerks ein Hirtenknabe...; ruhende Schafe liegen zu seinen Füßen, und ein weißer Ziegenbock rauft Laubzweige vom Sandborde des Hohlweges herab...»



«Die ländliche Brücke», Gouache auf Papier von Salomon Gessner (1787).
(beide Bilder aus «Salomon Gessner» von Martin Bircher & Bruno Weber,
Orell Füssli Verlag, Zürich 1982)

«Mitten in der freundlichsten Landschaft wirft sich eine einfache von Balken und Brettern gebaute Brücke über die tanzenden Fälle eines Waldbachs. Zwei hohe Bäume, eine junge Eiche und eine silberstämmige Buche wölben sich am Eingange der Brücke zu einem Laubportal und schlingen ihre Aeste wie Arme zweyer Liebenden in einander. Ueber die Brücke wandeln zwei junge Mädchen; sie gehen behutsam, und die eine weist auf einen Jüngling hin, der halb versteckt in der Vertiefung eines Felsens, auf moosigte Steine gelehnt und von hohen Waldpflanzen umgeben, schwermüthigen Gedanken nachzuhängen scheint. Ein naher grasreicher Hügel, mit Buschwerk und einigen schlanken Bäumen gekrönt, bildet den Hintergrund, und leichte silberne Morgenwolken durchziehen den noch dämmernden Himmel.» (Heidegger, 1802).

Aufbruch zur Gegenwart

Die Brücke zum 19. Jahrhundert schufen zwei Persönlichkeiten – Heinrich Zschokke und Karl Albrecht Kasthofer –, welche die schweizerische Forstwirtschaft entscheidend beeinflussten: Beide haben sich sowohl mit der Theorie wie der Praxis befasst. Ihre äusserst umfangreiche Tätigkeit mit besonderer Beachtung der Nachhaltigkeit der Waldnutzung ist in manchen von ihnen hinterlassenen Schriften und Lehrbüchern festgehalten. Auch hier verweisen wir auf die umfassende Beschreibung in Hausers Werk.

Wir beenden unsern Waldspaziergang durch die Jahrhunderte mit zwei namhaften Vertretern des 19. Jahrhunderts und ihrer Beziehung zum Wald: Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller.

Albert Bitzius alias Jeremias Gotthelf. Der Pfarrer von Lützelflüh im Emmental erkannte schon in seinem ersten Roman «Der Bauernspiegel» die schwere und gefährliche Arbeit des Holzfällers, wie in späteren Romanen auch. Für ihn ist ein rechter Hof nicht denkbar ohne Wald, wie dies in «Geld und Geist» zum Ausdruck kommt. Der Wald ist die Goldgrube, die man wohl nützen aber nicht ausbeuten und nicht missbrauchen darf. In «Käthi die Grossmutter» ist des Verfassers Vertrautheit mit dem Problem des Waldes und der Forstwirtschaft augenfällig. Der streitbare Dichter und Pfarrer scheute sich nicht, sich mit Regierung und Forstamt anzulegen. Seine Aufsätze in der damaligen Presse warfen dem Regierungsrat und dem Grossen Rat vor, die Verbesserung der Forstwirtschaft verhindern zu wollen. Er verwies auch auf den Raubbau in den Privatwäldern und erinnerte daran, dass der Wald den Sparhafen des Bauern darstelle.

Die Nutzniesser seien die Holzhändler. Er forderte den Grossen Rat auf, dem neuen Forstgesetz zum Durchbruch zu helfen, schien doch der damalige Zustand der bernischen Wälder einen Tiefpunkt erreicht zu haben. Das neue Forstgesetz soll der Ausbeutung des Waldes entgentreten und bei den Leuten eine neue Gesinnung entstehen lassen: «Man müsse die Leute zu einer richtigen Holzkultur anleiten». Gotthelf stellte sich gegen die Einrichtung einer Forstschule, schlug dagegen vor, «kluge, praktisch und theoretisch geschulte Oberförster, die kein eigenes Revier besitzen, als wandernde Leh-

rer zu den Bauern zu schicken». Dieser Vorschlag fand bei den Behörden keinen Anklang, doch er blieb nicht ungehört: In der kantonalen Verfassung von 1846 wie im Gesetz von 1847 über die Organisation der Forstverwaltung wurden manche Postulate von Gotthelf verwirklicht. Gotthelf hat aber mehr als nur ein neues Gesetz erreicht; er hat eine neue Waldgesinnung gefördert und teilweise neu geschaffen.

Gottfried Keller. Sein enges Verhältnis zur Natur und zum Wald insbesondere widerspiegeln sich in seinen Werken. Treffend findet der Leser dies im «Grünen Heinrich». Seine Gedichte sind eine Fundgrube deutschsprachiger Lyrik. Auch Keller, wie vorher Gotthelf, geisselte den damals schonungslos betriebenen Raubbau mit seinen verheerenden Folgen im «Verlorenen Lachen» und im «Martin Salander». Er gestand aber auch, dass grosse Anstrengungen dagegen unternommen würden. Als Staatsschreiber des Kantons Zürich hatte sich Keller auch mit der Forstwirtschaft zu befassen. In seinen Briefen an den damaligen zürcherischen Forstmeister – und späteren Nationalrat Ulrich Meister – pflegte Keller seine Gedanken zum Wald in Sprüchlein zu fassen, wie dieses, das er ihm am 28. März 1879 zukommen liess:

«Schöner Wald in treuer Hand, labt das Aug und schirmt das Land;
Glück und Freud ist bald verweht, wo der Wald von dannen geht.»

Epilog

Die extreme Beweidung des Waldes und die stark verbreiteten Kahlschläge in der Vergangenheit haben den heutigen Waldbestand wesentlich geprägt. Diese Schlussfolgerung geht aus einem «Bericht Landolt» an den Bundesrat über die Untersuchung der Hochgebirgswälder (1860/62) hervor, der sich eingehend mit der Waldbehandlung auseinandersetzte. Aber auch in neuester Zeit ist mehrmals auf die Waldbehandlung hingewiesen worden. So deckte beispielsweise eine vom Eidgenössischen Departement des Innern eingesetzte Expertenkommission in ihrem Bericht (1975) auf, was am und im Schweizer Wald zu Schwierigkeiten führen dürfte. Ihr

umfassender Massnahmenkatalog mit den jeweiligen Folgerungen und Ermahnungen wurde vor 10 und 15 Jahren den Forststellen, den Behörden und der Öffentlichkeit vorgelegt. Wird man ihm Rechnung tragen? Unser Wald hätte es allein schon aus seiner Stellung in der Geschichte und in der Kultur unseres Landes verdient.

Albert Diem

Schriftliche Quellen

- Antiquarische Gesellschaft Pfäffikon (Hg.): Eine Ahnung von den Ahnen. Wetzikon 1993
- Andres Furger-Gunti: Die Helvetier. Zürich 1991
- Albert Hauser : Wald und Feld in der alten Schweiz. Zürich 1972
- Maurmer Neujahrs-Blätter 1997
- Schweizer Lexikon, Visp 1999
- Wald und Luft: eine kritische Untersuchung. Bern, 1987
- Sigmund Widmer: Zürich, eine Kulturgeschichte. Bd. 1, Zürich, 1975

Die Beschreibungen zu den Bildern auf S. 16 & 17 sind dem Buch «Salomon Gessner» von Martin Bircher & Bruno Weber entnommen (Orell-Füssli Verlag, Zürich 1982).

Wärme aus dem Wald

Energiegewinnung in früheren Zeiten

Vor dem Zeitalter der Elektrizität – das in Maur 1910 anbrach –, des Erdöls und weiterer heute nutzbarer Energiequellen und, bevor man Materialien synthetisch herstellen konnte, war Holz im Gebrauch des Menschen allgegenwärtig. Als begehrtes Rohmaterial wuchs es in den Wäldern von Maur und teilweise in den zahlreichen um die Dörfer sich befindenden Obstgärten beinahe vor der eigenen Haustüre. Im 18. Jahrhundert wurde Holz wegen des Bevölkerungswachstums allerdings zur Mangelware und Holzfrevel streng bestraft.

Es sei dazu erwähnt, dass in Zeiten des Holz Mangels auf Torf als Brennmaterial ausgewichen wurde, auch in der Gemeinde Maur. Torf wurde hier an verschiedenen Orten gestochen; so zuletzt noch bis 1920 von der Doldergesellschaft Zürich in der Guldenen.

Viele Holz verarbeitende Berufsleute verarbeiteten das wichtigste Produkt des Waldes – die Bäume – und führten es einer sinnvollen Nutzung zu. Die schönen Baumstämme ergaben Nutzholz, alles übrige wurde Brennholz.

Zimmerleute erbauten Häuser, Scheunen und Brücken; Mühlemacher besorgten den Bau von Mühlen; Tischmacher (Schreiner), Wagner und Rechenmacher stellten Geräte und Haushaltgegenstände für Haus und Hof sowie Zäune und Fahrzeuge her. Verschiedenste Gefässe, Schuhe, Kinderspielsachen und vieles mehr bestand aus Holz.

Im Folgenden soll der Weg der Brennholzgewinnung in früheren Zeiten vom Baumstamm im Wald bis zum Feuer im Haus näher verfolgt werden – unter Einbezug von sich in der Gemeinde Maur befindlichen Zeugnissen.

Schwerarbeit im Wald

Im Winterhalbjahr, wenn keine sonstigen Arbeiten im Freien anfielen, arbeitete der Bauer im Wald oder «im Holz», wie die Redewendung bei älteren Einwohnern heute noch lautet. Die Wild-Karte von 1843 bezeichnet Maurs Wälder als Holz, zum Beispiel findet man das «Maurholz» oder das «Wassberg Holz». Viel schwere und teilweise auch gefährliche Handarbeit war nötig, um die Bäume zu fällen.



In einem solchen Schosskorb aus der ortsgeschichtlichen Sammlung Maur trugen die Waldarbeiter ihre Werkzeuge zum Holzen am Rücken in den Wald. Je nach vorgesehener Arbeit gehörten dazu: Zweimann-Waldsäge, Fuchsschwanzsäge, Axt, Holzschlägel, Spaltkeil, Dornhacker, Rindenschälisen, Gertel und andere mehr.

(Foto: Christine Bozzone)

Mit der Holzfuh, einem von Pferden gezogenen Holzschlitten, wurden die gefällten und entasteten Stämme auf dem Schnee abtransportiert. Um den Transport zu vereinfachen, wurden in steilen Hanglagen Holzschneisen möglichst in der Falllinie angelegt, durch welche man die Stämme ohne Schlitten hinunter gleiten lassen konnte; dieser Vorgang wurde «Holz reisen» genannt. Ein kleines übriggebliebenes Stück eines solch alten Weges befindet sich heute noch im Tobel zwischen Aesch und Maur.



Holzfuhrer am Mühletag 2003 in Maur. Der Holzschlitten stammt aus der ortsgeschichtlichen Sammlung Maur. Mittels einer «Langwid» wurden zwei Einzelschlitten je nach Länge der Stämme zusammengehängt.

(Foto: Sylvia Lustenberger)

Holzsammler-Wägeli aus der ortsgeschichtlichen Sammlung Maur. Vor allem arme Leute, die selber kein eigenes Holz hatten, transportierten auf einem solchen Wägeli dörres Kleinholz, das von jedermann aufgelesen werden durfte, aus dem Wald.

(Foto: Christine Bozzone)



Weiterverarbeitung zu «Schiitli» und «Bürdeli»

Die Weiterverarbeitung zu gebrauchsfertigem Brennholz, wozu alle Baumarten verwendet werden konnten, stellte die nächste zeitraubende Tätigkeit dar. Dicke Äste und knorrige, krumme oder auch kranke Baumstämme wurden von Hand zu einem Meter langen Rundhölzern, den «Rugeln», zersägt und diese anschliessend zu Spälten gespalten. Zu Beigen unter dem Dach aufgeschichtet, liess man sie dann während ein bis zwei Jahren trocknen. Anschliessend zersägte man die Spälten in nochmals kürzere Stücke, welche auf dem Scheitstock mit der Axt zu Scheiten, den «Schiitli», gespalten wurden. Diese konnten dann im Kochherd verbrannt werden.

Früher bildeten der sägende und holzhackende Bauer sowie die um Haus und Hof herum liegenden Holzhaufen und die mehr oder we-

niger kunstvoll aufgeschichteten Holzbeigen einen vertrauten Anblick. Heute sind diese Bilder nicht ganz verschwunden, aber seltener geworden.



Scheitstock mit Axt und gebrauchsfertigen Scheiten in Maur.

(Foto: Christine Bozzone)

Nebst der Herstellung von Scheiten für den Kochherd musste auch Brennholz für den Ofen gerüstet werden. Dazu wurden dünne Äste, die nach dem Fällen des Baumes beim Ausasten anfielen, zusammengelesen und auf dem «Bürdelibock» zu Reisigwellen, den «Bürdeli» zusammengebunden.

«Bürdelibock» aus der ortsgeschichtlichen Sammlung Maur. Die mit einem Gertel auf etwa 80 cm Länge zerhackten Äste wurden vorweg quer in den hinteren Teil des Bürdelibock gelegt. Hierauf wurden sie mit einer zu spannenden Kette (vgl. hierzu die Welle als Hilfsgerät im Vordergrund) umschlungen und mit Draht oder einer geknoteten Mehrlute zusammengebunden, was einen Umfang von etwa einem Meter ergab.

(Foto: Christine Bozzone)



Im Gegensatz zum Land, wo sich die Leute das Brennholz selber beschaffen mussten, wurde in der Stadt Brennholz gekauft. Dieses stammte aus den grossen Wäldern der Landschaft, unter anderen auch aus Maurs Wäldern, welche dem Fraumünsteramt in Zürich gehörten.



«WIL ÖPER PÜRDELI?» (Will jemand Reisigwellen?), aus: David Herrliberger, Zürcherische Ausrufbilder, Teil 2, 1749

(vgl. Literaturverzeichnis im Anhang)

Kochen und heizen mit Holz

Nicht nur die Beschaffung und Zurüstung des Holzes kosteten viel Zeit und Kraft, auch die Zubereitung des Essens auf dem Kochherd und die Beheizung des Ofens waren zeitraubend. Jedoch machten das knisternde Feuer im Herd und der im Winter eine behagliche Wärme ausstrahlende Ofen Küche und Stube zu wohnlichen Mittelpunkt des Hauses.

Kochherd aus Metall, 19. Jahrhundert

Ursprünglich war der Herd eine offene Feuerstelle, die im Mittelalter bis auf Tischhöhe aufgemauert wurde. Um 1860 lösten transportable Metallherde die gemauerten Herde ab. Die ersten Elektroherde schliesslich kamen am Ende des 19. Jahrhunderts auf.



Metallherd aus Zumikon aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der ortsgeschichtlichen Sammlung Maur. An der Vorderfront sind oben links und rechts die Einfeuerlöcher für die Scheite zu sehen, darunter die entsprechenden Öffnungen zum Entnehmen der Asche.

(Foto: Christine Bozzone)



Der gleiche Herd von oben. Er weist zwei Öffnungen für die versenkbaren Pfannen auf – bei einfacheren Herden musste eine Öffnung genügen. In der Kupferpfanne links aussen wurden Kartoffeln gekocht; die Kupferpfanne wurde am Waschtage auch zum Wäschesieden benutzt. In der Mitte steht eine gewöhnliche Kochpfanne. Rechts befindet sich zusätzlich eine Öffnung für das Wasserschiff (fehlt hier), eine Art Vorratsbehälter, in welchem beim Kochen gleichzeitig Wasser erwärmt werden konnte, das beispielsweise beim Abwaschen verwendet wurde. Ein Deckel schloss das Wasserschiff ab. Heute steht eine Gusspfanne als Wasserschiff-Ersatz auf der Öffnung. Das Erwärmen von Wasser in einer Gusspfanne war aber weniger effizient als im Wasserschiff, da der Abstand zum Feuer grösser war.
 (Foto: Christine Bozzone)

Wandofen mit Ofenkacheln aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert

Bedeutung und Wertschätzung der Öfen als Wärmequellen zeigt sich darin, dass diese mehr oder weniger kunstvoll geschmückt wurden. Die Ofenkacheln wurden – bei wohlhabenderen Leuten – zu eigentlichen Bildträgern. Jahreszahlen, Inschriften, Wappen sowie mythologische, geschichtliche, religiöse und alltägliche Darstellungen, aber auch vielerlei Zierformen machten den Ofen zu mehr als nur zu einer Wärmequelle.

In den gewöhnlichen Bauernhäusern war es üblich, dass man für den Ofen wenigstens eine Schmuckkachel anfertigen liess, worauf das Wappen des Eigentümers und dasjenige seiner Ehefrau, oder wenigstens ihre Namen, verewigt wurden.

Ein besonders schönes Beispiel eines mit Schmuckkacheln versehenen Ofens ist in Aesch im 1789 errichteten Lüssi-Haus, heute Tobelstrasse 1c, anzutreffen. In dessen Wohnstube wurde damals ein Kachelofen mit grün glasierten Nägelikacheln gebaut, der oben zwei Reihen blau verzierte weisse Frieskacheln aufweist. Bis in die 1950er Jahre blieb der Ofen im Originalzustand erhalten. Die letzte im Lüssi-Haus aufgewachsene Bewohnerin, die jenen alten Ofen noch kannte, erinnert sich gut daran, wie jeweils im Winter der Vater und die Kinder auf dem warmen Ofen lagen. Hinter ein kleines Türchen konnte man auch Steinsäcke in eine Öffnung legen, die anschliessend das Bett erwärmten.

Der Ofen wurde um die Mitte des 20. Jahrhunderts wegen seines schlechten Zustandes – immerhin war er gut 150 Jahre alt – abgebrochen und unter Wiederverwendung der alten Kacheln zu einem Wandofen mit einer bequemen Ofenbank verkleinert. Fortan konn-



te sich der Vater auf dieser wärmen und musste nicht mehr auf den Ofen hinaufsteigen. Der Ofen steht an der Wand zur Küche, damit er von dort eingefeuert werden kann; er diente auch zum Backen. 2004 wurde das Haus ausgehöhlt und neu aufgebaut. Während der Bauzeit blieb der Ofen unverändert an seinem angestammten Ort stehen.



Bild oben: Die Abbildung zeigt die zwei übereinander liegenden Reihen weisser Frieskacheln im oberen Teil des Ofens, welche durch mit einzelnen Blumenmotiven besetzte Stäbe abgegrenzt werden. In der Mitte der oberen Reihe finden sich auf zwei nebeneinander liegenden Kacheln die Namen der Erbauer des Hauses, die Eheleute «Hs Jacob Lüssy» (rechts) und «Frau Rägula Trüb» (links) sowie das Baujahr 1790.

Bild linke Seite: Wandofen mit Ofenbank an der Tobelstrasse 1c in Aesch. Die Aufnahme zeigt den heutigen Zustand, kurz vor der Aushöhlung des Hauses im Jahr 2004. Der kleine Eisenofen rechts wurde bei der Aushöhlung entfernt; ebenfalls die von 1790 (Jahreszahl unten an der Treppe) stammende Original-Ofentreppe ganz rechts, die in die oben liegende Schlafkammer führte. Mit einer oben an der Treppe sich befindenden Klappe, die geöffnet werden konnte, wurde die Schlafkammer bei Bedarf geheizt. Die unteren zwei Tritte weisen je eine tiefe Schublade auf, in der, wie sich die letzte Bewohnerin erinnert, das Nähzeug verstaut wurde. (Fotos: Ortsgeschichtliche Dokumentation)



Oben: Frieskachel weiss mit blauem Familienwappen «Frau Rägula Trüeb». Im schräg stehenden Familienwappen der Trüeb befinden sich oben ein liegendes Ziehmesser und darunter zwei stehende Pflugscharen über einem Vogel auf einem Dreiberg. Stilisierte Pflanzen und Ornamente, teilweise mit Blumen und Früchten, umrahmen die Kachel und den unteren Teil des Wappens.

Unten: Frieskachel weiss mit zwei Waldarbeitern und blauem Fantasie-Landschaftsmotiv. Der rechte Waldarbeiter trägt auf der Schulter einen Schlägel und unter dem Arm eine Säge. Der linke hält eine Axt unter dem Arm. Stilisierte Pflanzenranken umrahmen die Darstellung. (Fotos: Ortsgeschichtliche Dokumentation)



Mit Ausnahme der zwei oben erwähnten Kacheln mit den Familienwappen der Lüssy und Trüb tragen alle andern Zierkacheln Fantasiemotive mit Landschaften, teilweise mit Schlössern und Flüssen; zusätzlich finden sich auf einigen Kacheln Darstellungen eines Rebbauern, eines Bauern mit Sense, eines Fischers, eines Hirten mit Stab sowie zweier Wanderer und eines Träumers.

Christine Bozzone
Hans Meier, Maur (Mitarbeit bezüglich Holzverarbeitung)

Schriftliche und mündliche Quellen

- Paul Heusser: Ofenkacheln aus der Gemeinde Maur. Verzeichnis und Beschrieb der Sammlung Heusser. Typoskript gebunden in Schnellhefter. Herrliberger Sammlung Maur
- Gottfried Kuhn: Zur Volkskunde von Maur. Sonderabdruck aus Schweiz. Archiv für Volkskunde, Band XXXIV, Heft 4, o.J.
- Conrad Ulrich (Hrsg.): David Herrliberger. Zürcherische Ausrufbilder, Verlag Berichthaus, Zürich 1968

Mündliche Auskünfte

Zum Gedicht von Fritz Berger

Was wäre ein Heft der «Maurmer Neujahrs-Blätter» über den Wald ohne ein Gedicht aus der Feder von Fritz Berger? «Waldgeflüster» ist ein typisches Beispiel. Es erschien 1994 in einer von Angehörigen des Bauernpoeten zu seinem 80. Geburtstag zusammengestellten Sammlung. Der Sohn eines Emmentaler Käasers lebte von 1924 bis zu seinem Tod im Jahr 2004 als Bauer in der Wannwis. Obwohl er zeitlebens ein unermüdlicher Schaffer war, nahm er sich von Jugend an Musse und Zeit, Gedichte zu schreiben. In ihnen reflektierte er alles, was er erlebte. In ihnen bezog er auch kritisch Stellung gegenüber einer sich wandelnden, allzu schnelllebigen Welt und trauerte gelegentlich den alten beschaulichen Zeiten nach. Zum Beispiel in seinem hier abgedruckten Gedicht, in dem er den Bäumen des Waldes seine mitfühlende Stimme leiht.

Gisela Goehrke

Waldgeflüster

Jetzt hört man sie wieder, die Sägen im Wald,
wie heulende Wölfe im Osten,
man hört ein ängstliches Rauschen: «Jetzt und bald
wird es mich ... das Leben auch kosten.»

Eine Eiche, die hundert schon lang überlebt,
sie brummt mit ruhigem Bass:
«Und wenn gleich zweimal die Erde bebt,
keinen Zoll breit weich ich vom Platz.»

Einen weicheren Ton hört man von der Fichte daneben,
hat Müh mit dem Atem, muss Jungen Platz geben,
der grosse Ahorn, etwas bucklig geraten:
«Auch wenn ich nicht schön bin, ich möchte noch warten.»

Die Weisstanne dort drüben, sie flüstert nur noch,
seit Jahren schon krank: «Auf was warte ich noch?»
So hört man sie flüstern, ein ängstlicher Schrei,
ein letztes Stöhnen ... dann ist alles vorbei.

Mit rasendem Tempo gekeilt und gefällt,
die Späne fliegen, was das Zeug nur so hält,
die Axt braucht man kaum noch, das braucht zuviel Kraft,
die Arbeit einteilen, heisst, Freizeit geschafft.

Freizeit heisst Auto ... doch das Auto speit Tod.
Noch grünen die Wälder, doch ich sehe rot.
Es geht ein Flüstern durch den Wald,
der Mensch hilft uns sterben – doch folgt er auch bald?

Fritz Berger, Wannwis

Vom Schneiteln zum Biken

Veränderungen des Waldbildes und der Waldnutzung

«Saurer Regen über Deutschland – Der Wald stirbt.» Mit dieser Ankündigung auf dem Titelblatt des deutschen Magazins «Spiegel» gelangte im Herbst 1981 ein Schreckgespenst in die öffentliche Diskussion, das bald auch in der Schweiz für Schlagzeilen sorgte. Deutsche Forstwissenschaftler hatten in der Nähe grosser Industrieanlagen nach ihrem Wissensstand neuartige Waldschäden entdeckt. Sie stellten grossflächige und rasch zunehmende Verfärbungen der Baumkronen und Verluste von Blättern oder Nadeln fest und leiteten daraus eine tödliche Gefahr für die Bäume ab. Die Luftverschmutzung als Ursache lag auf der Hand. Zwei Jahre später fand in der Nähe von Zofingen ein bemerkenswerter Anlass statt. Besorgt über die Entwicklung des Waldzustandes in der Schweiz, machten sich am 1. September 1983 Bundesrat Alfons Egli und in seinem Gefolge die Spitze der Schweizer Armee, eine Schar von 25 eidgenössischen Parlamentariern, ebenso viele Umweltschutz- und Forstexperten und ein Rudel von 50 Journalisten zu einer Waldbegehung auf. Mit dem medienwirksam inszenierten Anlass erhielt der Begriff des Waldsterbens in der Schweiz eine Art staatliche Anerkennung.

Chimäre «Waldsterben»

In Bern wurden sofort Gelder für die Ursachenforschung und die wissenschaftliche Waldbeobachtung gesprochen. Die serbelnde Holzwirtschaft erhielt Unterstützung bei der Zwangsnutzung der geschädigten Wälder. Und an einer Sondersession der eidgenössischen Räte wurden 1985 die Weichen für die bis heute gültige Luftreinhaltungspolitik gestellt. Das Waldsterben hatte damit seinen umweltpolitischen Zweck erfüllt. Bald zeigten die Waldbeobachtungen,

dass sich aus den verlichteten Baumkronen keine apokalyptischen Befürchtungen ableiten liessen, sondern dass diese lediglich Hinweise auf ernstzunehmende Risiken lieferten. Die Wissenschaft nahm Ende der 1980er Jahre vom Begriff Waldsterben Abstand, Medien und Öffentlichkeit folgten mit gebührender Verzögerung.

Was hatte zum «Erfolg» des Begriffs Waldsterben geführt? Grosse Teile der Bevölkerung fürchteten sich vor allem vor dem Verlust eines wertvollen Stücks Natur. Mitte der 1980er Jahre hatten sich die breit wahrgenommenen Katastrophen in einem ungewöhnlichen Ausmass gehäuft. 1985 sorgten neben dem Waldsterben zum Beispiel das Drama im Heysel-Stadion und – ganz in der Nähe – der Einsturz der Decke des Hallenbades Uster für Entsetzen. 1986 lösten Tschernobyl, Schweizerhalle und die Explosion der Raumfähre Challenger Ängste aus. All diese Katastrophen rückten die Bedrohung des Menschen und der Umwelt durch die Zivilisation ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Dies galt auch für den Wald. In Gefahr gesehen wurde er nicht mehr durch Übernutzung und Raubbau oder durch die Unberechenbarkeit der Natur, sondern wegen der vom Menschen erzeugten Luftverschmutzung. Das Waldsterben hat damit eine neue Sichtweise des Waldes als wesentlicher Bestandteil einer intakten Umwelt in einer breiten Öffentlichkeit verankert, obwohl es sich selber als Chimäre, als Trugbild, erwiesen hat.

200 Jahre früher: «Holznot»

Ähnlich wie in den 1980er Jahren das Waldsterben führte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Begriff «Holznot» zu Diskussionen. Auch damals ging es um eine wissenschaftliche Diskussion mit einer politischen Stossrichtung: Man sah die Holzversorgung in Gefahr und wollte die drohende Not mit geeigneten Massnahmen bekämpfen. Holz- und Getreideverknappungen bedrohten die Menschen seit dem Spätmittelalter immer wieder. Die bäuerliche Gesellschaft reagierte darauf mit einer an der Subsistenz orientierten, in den Dörfern weitgehend selbst regulierten Wirtschaftsweise, die ihr zwar keinen Maximalertrag bescherte, aber auch in schlechten Jahren das Überleben möglich machte. Das System der Dreizeugen-

brachwirtschaft mit seinem geregelten Fruchtwechsel (Flurzwang) und seinen Weide- und Waldnutzungsrechten für alle Dorfbewohner zielte auf eine Balance zwischen der genügenden Versorgung mit Getreide und Holz einerseits und der Dünger und Zugkraft liefernden Viehhaltung andererseits.

Für die gesicherte Versorgung der im 18. Jahrhundert stark wachsenden Bevölkerung schien aber das starre System immer weniger geeignet. In Maur wuchs die Einwohnerzahl zwischen 1710 und 1799 von 961 auf 1623. 1836 wohnten 2133 Menschen in der Gemeinde. Die meisten lebten von etwas Selbstversorgung und von der heimindustriellen Textilverarbeitung. Weil die Fabrikindustrie in Maur nie heimisch wurde, nahm die Bevölkerung später wieder ab. Regelmässig führten Versorgungskrisen zu Teuerungen und teilweise zu Hunger. Getreide musste aus Süddeutschland importiert werden.

Dasselbe gilt für die Holzversorgung. Regional begrenzter und zeitlich befristeter Mangel an Holz wird im 18. Jahrhundert immer wieder festgestellt. Er betrifft auf dem Land vor allem energieintensive Gewerbe wie Ziegeleien. Hingegen beklagte sich die Stadt Zürich ab ungefähr 1740 immer wieder über «bald kaum ertraglichen Holtzmangel». In ganz Europa bildeten sich in diesen Jahren wissenschaftliche Gesellschaften, welche sich mit Reformen der Landwirtschaft und der Forstwirtschaft beschäftigten. In Zürich kamen fast alle Reformvorschläge aus dem Kreis der Ökonomischen Kommission, die 1759 als Untergruppe der Physicalischen Gesellschaft, der heutigen Naturforschenden Gesellschaft, gegründet wurde. Ein grosser Teil ihrer Mitglieder gehörte zugleich dem Zürcher Rat an.

Die Ziele der Agrarreformen und der Verbesserungen im Forstwesen hingen eng zusammen. In der Landwirtschaft sollte der Flurzwang aufgehoben werden, damit individueller gewirtschaftet werden konnte. Die gemeinsame Viehweide sollte der Sommerstallhaltung weichen, welche für den dringend nötigen Dünger sorgte. Statt der Brache sollten stickstoffreiche Kunstfutterpflanzen wie Klee, Esparsette und Luzerne angebaut werden. Die Allmend sollte aufgeteilt und als Wiesland, für Hanf- und Kartoffeläcker oder den Anbau von Gemüse und Getreide verwendet werden. Im Forstwesen wurde mit jährlichen Kahlschlägen gearbeitet. Es sollte nur so viel Holz entnom-

men werden, wie wieder nachwachsen konnte. Der Aufwuchs musste mit Zäunen geschützt werden. Der nächste Schlag schloss an den des letzten Jahres an. Manchmal wurden die Schlagflächen für zwei bis drei Jahre als Kartoffeläcker genutzt.

Ein Patchwork-Muster von sich Jahr für Jahr folgenden Schlägen war das Resultat einer solchen Waldpflege. Den Reformern ging es im Wesentlichen um eine Optimierung der Holzproduktion in wenigen Punkten: Erstens sollten nach Rodungen die Stöcke weggeräumt werden, zweitens «Forstunkräuter» wie Heidekraut und Heidelbeeren entfernt werden, drittens musste das Weiden in den Jungbeständen verhindert und viertens die Dauer des Verbleibs von Holzbeigen im Wald verkürzt werden. Überflüssige Waldfläche konnte in landwirtschaftliche Nutzfläche verwandelt werden. Erst die Propagierung der Naturverjüngung und die Abkehr von der Kahlschlagmethode Mitte des 19. Jahrhunderts hat das Patchwork-Muster zugunsten des heute dominierenden Gesichts des Waldes verändert.

Erreicht haben die Ökonomen aus Zürich nicht allzu viel. Der Wandel verlief oft hinter den Kulissen der Geschichte ab. So scheint in den zur Gemeinde Maur gehörenden Siedlungen das gemeinschaftlich genutzte Land relativ früh aufgeteilt und zum Beispiel für den individuellen Anbau von Kartoffeln und Futterpflanzen verwendet worden zu sein. Nach 1845 spezialisierte sich die Landwirtschaft in unserer Region rasch auf Viehwirtschaft; die Ackerflächen gingen zugunsten der Futterproduktion stark zurück. Getreide konnte jetzt auf dem Weltmarkt günstig eingekauft werden.

Die Schlagworte «Holznot» und «Hungersnot» dienten damals – unabhängig davon, ob es den Sachverhalt tatsächlich gab oder ob er nur befürchtet wurde – zur Formulierung neuer, zusammenhängender Programme für die Forst- und die Landwirtschaft. Die «Holznot» mag damals, wie das «Waldsterben» 200 Jahre später, eine Chimäre gewesen sein. Aber sie hat wie das «Waldsterben» ein neues Bild des Waldes geprägt: Dieser wurde jetzt primär als Holzproduktionswald gesehen. Vor Vieh und Mensch musste er zu diesem Zweck geschützt und nach dem Prinzip der Nachhaltigkeit gepflegt werden. Mit der traditionellen bäuerlichen Nutzung als Nährwald vertrug sich das nicht mehr. Von den einfachen Leuten als althergebrachte Rechte gesehene Tätigkeiten wie das Brennholzsammeln

wurden eingeschränkt und zum Teil kriminalisiert. Die Holzwirtschaft verdrängte die Landwirtschaft im Laufe des 19. Jahrhunderts sukzessive aus dem Wald.

Multifunktionaler Wald

Die beiden Beispiele «Waldsterben» und «Holznot» haben gezeigt, wie Gesellschaften in unterschiedlichen Zeiten reagiert haben, wenn eine für sie wichtige Funktion des Waldes gefährdet schien. Beide hoben eine Seite ins Licht – die nachhaltige Holzproduktion, die Schutzfunktion für Mensch und Umwelt – und vernachlässigten andere Seiten. Der Wald ist aber ein multifunktionales Phänomen. Er musste schon immer einer Vielzahl von Ansprüchen genügen, die sich oft auch in die Quere kamen. Während der Schutz des Lebensraums und der Artenvielfalt oder die Holzversorgung mehr oder weniger konstante Ansprüche an den Wald darstellen, veränderte sich die Nutzung des Waldes durch die breite Bevölkerung im Lauf der Zeit ständig.

Verschiedene bäuerliche Waldnutzungen waren noch bis in die jüngere Vergangenheit mehr oder weniger verbreitet, sind aber bis auf wenige Ausnahmen völlig in Vergessenheit geraten. Wie wir bereits gesehen haben, ist seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert die Beweidung der Wälder zurückgegangen. Am frühesten sind die Schweine aus den Wäldern unserer Gegend verschwunden. Die Eichelmast ist von anderen Fütterungsformen abgelöst worden.

Hingegen hat sich durch die Einführung der Stallhaltung und den Rückgang der Ackerflächen die Bedeutung der Streuenutzung erhöht. Geändert hat sich das erst, seit Stroh mit der Eisenbahn importiert werden kann. In Maur konnte der Streuebedarf zwar auch auf den Riedflächen gedeckt werden, aber Waldstreu dürfte auch hier genutzt worden sein. Drei Arten sind bekannt: Bodenstreu gewann man durch das Zusammenrechen von Nadeln oder Laub, für die Schneitelstreu wurden Zweige von Nadelbäumen abgeschlagen und zerkleinert (geschneitelt) und für die Krautstreu wurden die niederen Bodenpflanzen wie Farn, Heidekraut, Heidelbeeren, Brombeeren oder Moos gewonnen. Ausser für die Mistproduktion, als



Erlebnisraum Wald: Wasservorhang als Versteck. (Foto: Benjamin Bosshard)

Viehlager und manchmal als Viehfutter wurde Waldstreu bis ins 20. Jahrhundert auch für die Laubsäcke der ärmeren Leute verwendet. Natürlich wurde in den Wäldern auch Honig gewonnen oder Beeren und vieles andere gesammelt. Für die Pilze gilt das bis heute. Für viele anderen Pflanzen sind unsere Wälder zu dunkel geworden – ein Problem, dem heute mit gezielten Auflichtungen begegnet wird. Auch die Bemühungen, den Wald wieder stärker als Energielieferanten mit ausgeglichener Kohlendioxid-Bilanz und kurzen Transportwegen zu nutzen, beginnen mit steigenden Energiepreisen zu greifen. In Maur gibt es eine ganze Reihe von modernen Holzschnitzelheizungen mit automatischem Schnitzelnachschub. So werden die Schulanlage Looren sowie das Zollingerheim mit der benachbarten Schulanlage Aesch mit Schnitzeln geheizt. Zehn kleinere Anlagen sind vor allem in Landwirtschaftsbetrieben im Einsatz.

Neue Ansprüche

Obwohl diese traditionellen Waldnutzungen teilweise schon längst dem kollektiven Gedächtnis entfallen sind, sind die Ansprüche an den Wald heute nicht geringer geworden. Sie haben sich einfach mit der Gesellschaft verändert. Wir haben nicht mehr zuwenig zu essen, sondern zu viel. Deshalb müssen wir je nach Alter, Temperament und Muskelbepackung spazieren, walken, joggen oder biken. Und wo wäre dies angenehmer möglich als im schattigen, beruhigenden, entspannenden Wald? «Das Betreten von Wald und Weide und die Aneignung wild wachsender Beeren, Pilze und dergleichen sind in ortsüblichem Umfange jedermann gestattet.» Dieses ursprünglich alemannische Recht ist seit 1907 im Artikel 699 des Schweizer Zivilgesetzbuches festgehalten und bezieht sich sowohl auf Wälder in Privatbesitz wie auf solche der öffentlichen Hand. In diesem Umfang gibt es ein solches Recht in keinem unserer Nachbarländer.

Schweizerinnen und Schweizer wissen dieses Recht zu schätzen. Auch in Maur gibt es markierte Wanderwege, einen Vita Parcours, einen Laufftreff, zwei mietbare Waldhütten und ein Pfadiheim, eine Jungschar, eine Pfadi, einen Natur- und Vogelschutzverein, den Reit-



Antreten der Pfadi Muur im winterlichen Wald.

(Foto: Michael Bernet)

verein Stuhlen, den Veloclub Forch, die von Pro Senectute organisierten Walking- und Jogging-Gruppen und weitere Angebote, die mindestens teilweise auf dem Wald als Erholungs- und Freizeitraum basieren. Selbst eine Waldspielgruppe fehlt nicht. Sie wird von der Ebmatinger Spielgruppe «Teddybär» geführt. All dies ist leicht zu finden im Internet-Vereinsverzeichnis der Gemeinde Maur.

Befragungen zeigen, dass 70 Prozent der Schweizer Bevölkerung in weniger als 20 Minuten von Zuhause aus den Wald erreicht. Die Schweizer gehen gerne in den Wald. 60 Prozent von ihnen tun es im Sommer mindestens wöchentlich einmal. Spazieren und Erholung werden am häufigsten als Ziel genannt. Sport, Gesundheit, Naturerlebnis oder Sammeln von Waldprodukten folgen. Etwa ein Fünftel fühlt sich hin und wieder von anderen Waldbesuchern gestört, vor allem von Mountainbikern und Hunden. In der Stadt Zürich sind es rund 30 Prozent. Stille, Düfte und Kühle sind die am häufigsten genannten Sinneseindrücke, welche der Wald vermittelt.

Eine ganz besondere Nutzungsform des Waldes hat im vergangenen Herbst auch in Maur Einzug gehalten. Zwischen Ebmatingen und Zumikon bietet die Friedwald GmbH aus Mammern wie in über 60 anderen Orten der Schweiz Baumbestattungen an. Der Thurgauer Ueli Sauter kam 1993 durch den letzten Wunsch eines Freundes auf die Idee dazu. Das Ausbringen der Asche als Nährstoff für einen Baum schien ihm die direkteste Art zu sein, den Kreislauf des Menschen mit der Natur zu schliessen. Im Baum lebt der Verstorbene so weiter. Die Gestaltung des Begräbnisses ist völlig frei. Auch eine christliche Bestattung ist nicht ausgeschlossen. Kreuze, Steingrabmale und Blumenschmuck gibt es aber nicht. In der Regel kauft man sich für einige tausend Franken einen Baum als letzte Ruhestätte für 99 Jahre und trägt den Kauf in Form eines Dienstbarkeitsvertrages im Grundbuch ein.

Eintrittsgeld für den Wald?

Die Funktion des Waldes als grüne Lunge und die damit verbundene Erholungswirkung ist für die Schweizerinnen und Schweizer zum bedeutendsten Aspekt geworden. Der Wald wird als ein Gemein-



Körperliche Herausforderung im Schatten des Waldes. (Foto: Michael Bernet)

gut beansprucht, das ganz selbstverständlich konsumiert werden kann. Gleichzeitig nimmt der Erholungsdruck in den stadtnahen Gebieten enorm zu. Neben dieser Wohlfahrtsfunktion des Waldes bleiben seine Schutzfunktion und seine Nutzfunktion als Holzlieferant aber nicht weniger wichtig. Immer noch sorgen die Bewirtschafter auch für die Erhaltung des Erholungsraums, erhalten aber vom Staat gleichzeitig immer weniger Unterstützung. Vermehrt führen die allgegenwärtigen, kaum kontrollierbaren Freizeit- und Erholungsaktivitäten zu Interessenkonflikten zwischen Bewirtschaftern und Erholungssuchenden. Dass es allenfalls nötig wird, nicht nur das Sammeln von Pilzen vom 1. bis zum 10. des Monats zu verbieten und das Befahren von Waldstrassen einzuschränken, sondern weitere gezielte und lokale Einschränkungen zu erwägen, zeichnet sich ab. Wichtiger ist es aber, dass es Förstern, Wildhütern und Behörden zusammen mit Eigentümern und Vertretern all der organisierten Interessen um den Wald gelingt, im Konfliktfall Spielregeln zu finden, zu denen alle stehen können. Fairplay und Respekt braucht es auch im Wald.

Das Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft hat einen Versuch unternommen, den monetären Erholungswert des Waldes zu beziffern. Grundlage ist eine Analyse der Reisekosten in den Wald, welche die Waldbesucher schon heute in Kauf nehmen. Die ermittelte Wertschätzung der Erholungsleistung des Waldes beträgt pro erwachsene Person und Jahr 544 Franken. Werden die Zeitkosten für den Aufenthalt dazugerechnet, sind es 1778 Franken pro Person. Den Erholungsnutzen aller Wälder in der Schweiz beziffert die Studie mit 3,2 (nur Reisekosten) beziehungsweise 10,5 Milliarden Franken pro Jahr (Reise- und Aufenthaltskosten). Die eidgenössische Forschungsanstalt WSL in Birmensdorf und die Stadt Zürich haben im vergangenen Jahr den Gegenteil gemacht und die Bewertung der Walderholung durch eine Befragung ermittelt. Gefragt wurde, wie viel ein Waldbesucher zu zahlen bereit wäre, wenn für den Zutritt zum städtischen Wald eine Jahreskarte gekauft werden müsste. Die Werte variierten zwischen 0 und 2000 Franken. Der Durchschnitt lag bei etwa 110 Franken. Hochgerechnet ergibt sich für die ein Viertel der Stadtfläche bedeckenden Wälder ein Erholungswert von 30 Millionen Franken pro Jahr.

Eintrittskarten für den Wald sind in Maur und anderswo wohl Musik aus einer sehr fernen Zukunft. Die Rechenübungen haben einen anderen Sinn. Sie machen einerseits bewusst, dass die selbstverständlich von jedermann in Anspruch genommene Erholungswirkung des Waldes ein kostbares Gut ist, und sie bilden eine Grundlage für politische Debatten und Entscheidungen zur Erhaltung und zur allfälligen Abgeltung von Erhaltungskosten dieses unersetzlichen Gutes.

Walter Bernet

Schriftliche Quellen

- Felix Aeppli: Geschichte der Gemeinde Maur. Maur 1979
- Katrin Bernath, Anna Roschewitz, Stefan Studhalter: Die Wälder der Stadt Zürich als Erholungsraum. Besucherverhalten der Stadtbevölkerung und Bewertung der Walderholung. Eidg. Forschungsanstalt WSL, Birmensdorf 2006
- Matthias Bürgi, Martin Stuber: Hüeterbueb und Heitisträhl. Ein Blick zurück in die Geschichte der Waldnutzung. In: Wald und Holz 8, 2005
- BUWAL: Umweltmaterialien Wald, Nr. 193 und Nr. 196, Bern 2005
- Katja Hürlimann: Was hat «Holznot» mit «Hungersnot» zu tun? Reformbemühungen der Ökonomischen Kommission von Zürich im 18. Jahrhundert. In: Schweizerische Zeitschrift für Forstwesen 155, 2004
- Kurt Imhof: Die Karriere von Katastrophen. Desaster und ihre Deutung im 20. Jahrhundert. In: Neue Zürcher Zeitung, 7.1.2005
- Hans Meier, Maur (handschriftliche Angaben zu Holzschnitzelheizungen)
- Bernhard Nievergelt, Hansruedi Wildermuth (Hg.): Eine Landschaft und ihr Leben: das Zürcher Oberland. Vom Tierhag zum Volkiland. Zürich 2001 (Zürcher Hochschulforum, Bd.30)
- Wolfgang Zierhofer: Ein kritischer Rückblick aufs „Waldsterben“. Zwanzig Jahre nach dem politischen Auftakt. In: Neue Zürcher Zeitung, 1.9.2003

Wald und Wasser –

eine Lebensgemeinschaft

Bevor der Mensch eingriff, waren rund 75 Prozent der Gesamtfläche der Schweiz mit Wald bedeckt. Doch dann musste immer mehr Wald zugunsten von Ackerflächen und Siedlungen weichen und wuchs der «Holzhunger» des Menschen – beispielsweise für den Energiebedarf und den Hausbau. Daher hatte sich der Waldbestand vor 150 Jahren auf 20 Prozent der Gesamtfläche verringert. Das Forstpolizeigesetz von 1874 und 1902 schob dem unkontrollierten Abholzen und Roden einen Riegel vor. Dadurch pendelte sich die Waldfläche bis heute im Mittelland wieder auf knapp 30 Prozent ein, während die Bäume in den Alpen infolge der dort rückläufigen Landwirtschaft ständig alte Kulturlächen zurückeroberten.

Auch knapp ein Viertel der Fläche der Gemeinde Maur besteht aus Wald. Mit der Frage, warum es wichtig ist, dass die mit Wald bedeckte Fläche eine bestimmte Ausdehnung nicht unterschreitet, mit anderen Worten, welche Funktionen der Wald zu erfüllen hat, setzt sich die Schreiberin auf den folgenden Seiten auseinander. Dabei geht sie auf dessen Rolle als Schutzwald und – als Schwerpunkt – auf den Zusammenhang zwischen Wald und Wasser ein. Ausserdem erinnert sie an Naturkatastrophen, die einzelnen Gemeindeteilen nicht nur in den letzten Jahrzehnten, sondern auch in früheren Zeiten grosse Schäden zufügten und so die Politik und ihre ausführenden Organe neuerdings zum Umdenken zwingen.

Der Wald als Schutzwald...

Die augenfälligste Funktion des Waldes ist der Schutz vor Naturgefahren. Durch ihr mehr oder weniger tiefgründiges, fein verzweigtes und weitläufiges Wurzelwerk verhindern die Bäume, dass der Bo-

den zu schnell austrocknet oder dass er bei heftigen Regenfällen an Hanglagen ins Rutschen gerät, und so Murgänge oder Steinschläge die Bevölkerung der Siedlungen, die Kulturen und Verkehrswege gefährden. Eine solche Schutzfunktion spricht das Bundesamt für Umwelt, Wald und Landschaft (BUWAL) dem Maurmer Wald zwar nicht in demselben Masse wie den Wäldern im Hochgebirge zu – was verständlich ist – und bewilligt für seine Pflege daher keine Zuschüsse. Trotzdem haben auch die hiesigen politischen Behörden und ihr verlängerter Arm – Urs Kunz, der Revierförster, und die privaten Waldbesitzer – erkannt, wie wichtig es ist, die Schutzwirkung des Waldes nachhaltig und langfristig zu gewährleisten und zu fördern sowie die Waldbestände zu erhalten.

...als Wasserspeicher...

«Je nach Bodenbeschaffenheit» – so heisst es im «Waldbericht 2005» des BUWAL – «fliesst Niederschlagswasser oberflächlich ab und gelangt in Bäche, Flüsse oder Seen. Oder aber es versickert im Boden, wo es ins Grundwasser gelangt oder ... als Quelle zu Tage tritt.» Da die durchschnittliche Niederschlagsmenge in der Schweiz vergleichsweise hoch ist und nur etwa ein Drittel des Regen- und Schmelzwassers verdunstet, versorgen die Schweizer Alpenflüsse halb Europa mit Süsswasser, wodurch unser Land zum «Wasserschloss Europas» wurde.

Anlässlich des Wald- und Wassertages, den der Revierförster gemeinsam mit dem Privatwaldverband und dem Wasserwerk der Gemeinde im Mai 2003 organisierte, hob Urs Kunz ein tiefes Loch aus. Dessen Wände führten den Interessierten die Struktur des Waldbodens vor Augen. Die mehrere Meter dicke Schicht war nicht kompakt und lehmig. Nein, das Wurzelnetz der Bäume und anderer Pflanzen, kleines Gestein und die Tätigkeit von Bodenlebewesen liessen einen aufgelockerten Humus entstehen, durch dessen Hohlräume das Regenwasser ungehindert bis zum Grundwasser sickern kann. Diese Poren wirken wie ein Schwamm. In den obersten zehn Zentimetern des Waldbodens – so ergänzt der BUWAL-Bericht 2005 – können pro Quadratmeter bis zu 50 Liter Nieder-



Wald- und Wassertag im Mai 2003: In einem selbst ausgehobenen Querschnitt veranschaulicht der Revierförster Urs Kunz die Struktur des Waldbodens. (Foto: Gisela Goehrke)

schlagwasser zurück gehalten werden. Deshalb gibt es im Wald normalerweise keinen Oberflächenabfluss. Dank dem fein verzweigten Wurzelwerk der Bäume entsteht ein Abflusssystem, über das das Regenwasser leicht in grössere Tiefen gelangt. Ein Laubwald kann gegen zwei Millionen Liter Wasser pro Hektare speichern. Daher versiegen Quellen mit bewaldetem Einzugsgebiet trotz längerer Trockenheit häufig nicht.

...und kostengünstiges Wasserwerk

Zum Abschluss des Wald- und Wassertages 2003 und eines Rundgangs durch das Aeschholz, vorbei auch an mehreren Quellfassungen, lockte ein Glas voll frisch geschöpftem Quellwasser, dessen Trinkwasserqualität ohne chemische Aufbereitung garantiert war. Denn – so hatte man soeben erfahren – das Regenwasser wird auf dem Weg in die Tiefe gefiltert und gereinigt. Dabei wirkt der Wald wie ein grosses Wasserwerk, ein Trinkwasser-Reinigungswerk – und das noch gratis. Sauberes Grundwasser ist eines der wichtigsten

Waldprodukte und die Grundlage für eine kostengünstige Trinkwasserversorgung. In der Gemeinde Maur wird diese zu etwa 60 Prozent durch Grundwasser – 10 Prozent aus eigenen Quellen, 50 Prozent aus der Grundwasserfassung in Uster – gewährleistet, während die restlichen 40 Prozent aus aufbereitetem Zürichseewasser bestehen. Auf die ganze Schweiz bezogen stammen sogar 80 Prozent des Trinkwassers aus Quellwasser, wobei 42 Prozent der Quellfassungen ihr Wasser aus geschlossenen Waldbeständen beziehen und meist eine hervorragende Trinkwasserqualität bieten.



Eine Quellfassung oberhalb der Hellstrasse bei Maur: Nachdem das Oberflächenwasser durch den Waldboden zum Grundwasser gesickert ist und aus Quellen wieder zu Tage tritt, hat es einwandfreie Trinkwasserqualität.

(Foto: Gisela Goehrke)

Die Qualität des Wassers hängt von der Zusammensetzung und Tiefe des Bodens sowie den schützenden Deckschichten unter den Bäumen ab. Dort wo das Grundwasser aus landwirtschaftlich genutzten und aus besiedelten Flächen ausgewaschen wird, ist diese jedoch nicht garantiert. Kann das Wasser doch unerwünschte, die Gesundheit gefährdende Fremdstoffe wie Nitrat, Chlorid, Pestizidrückstände, Kohlenwasserstoffe oder Keime mit sich führen. Zu wertvollem Trinkwasser wird es erst durch eine komplizierte Aufbereitung – zu Lasten der Wasserbezügler.

Gefahren für das Grundwasser

Daraus ist ersichtlich, wie wichtig – und doch kostengünstig – die Pflege des Quellwassers ist. Da dessen Qualität vom Zustand des Waldes, unter dem sich das Grundwasser sammelt, abhängig ist, wurden auch in der Gemeinde Maur die Einzugsgebiete der Quellauffassungen zu Grundwasserschutzzonen erklärt und unter besondere Beobachtung gestellt. Da hier nach Möglichkeit keine Schadstoffe in den Boden und das Wasser gelangen dürfen, müssen selbst die Forstbetriebe strenge Vorsichtsmassnahmen bei der Waldpflege und -nutzung einhalten. Das Benzin, mit dem die Forstarbeiter ihre Maschinen antreiben, und das Schmiermittel für die Kettensägen, das mit dem Sägemehl in den Waldboden gelangen könnte, sollten biologisch schnell abbaubar sein.

Eine besondere Bedeutung kommt der Gesundheit des Waldes selber zu. Seit einigen Jahrzehnten ist diese in Gefahr: Die zunehmend mit Schadstoffen, besonders mit Stickstoffverbindungen, belastete Luft wurde zur grössten Bedrohung der Bäume. Deren Blätter und Nadeln «kämmeren» – so formuliert der Waldbericht 2005 – die Stoffe aus der Luft, und zwar in weit höherem Masse als das offene Land. Bezogen auf die ganze Schweiz hat sich die Belastung mit Stickstoffverbindungen in den letzten 60 Jahren nahezu verdreifacht und überschreitet damit deutlich die Limite, die der Wald natürlicherweise verkraften kann.

Mit den entsprechenden Folgen: Über das Blattwerk, die Rinde, die Säfte und die Wurzeln der Bäume gelangen die Schadstoffe in den Waldboden. Obwohl dieser in Maur, wie häufig in der Schweiz, sehr kalkhaltig ist und dadurch über eine gute Pufferqualität verfügt, droht ihm die Versauerung. Einerseits werden Nährstoffe, die für den Wald wichtig sind, ausgewaschen, andererseits fördert Stickstoff das Wachstum. Nicht weniger problematisch – so warnt der Revierförster – sind grossflächige Holzschläge speziell in den Schutzzonen: Durch die Zersetzung der nach dem Fällen liegengebliebenen Wurzeln und Äste bilden sich grosse Mengen an Stickstoffverbindungen. Die Folge auch hier: Den Bäumen werden wichtige Nährstoffe entzogen, ihr Wurzelwerk wird geschwächt, sie werden anfälliger für Krankheiten, Schädlinge, Stürme und andere extreme Wetterlagen.



Unterhalb der Waldhütte der Holzkorporation Aesch-Forch: Die Forstarbeiter haben mit dem Aufräumen begonnen, nachdem der Orkan Lothar am 26. Dezember 1999 hier ein grosses Waldstück verwüstet hat.

(Foto: Gisela Goehrke)

Offene Fliessgewässer...

Nun noch ein Blick auf die offenen Fliessgewässer. Da der kürzlich verstorbene Beat Fehr, Maurs ehemaliger Obmann der Pächter dieser Gewässer, sich in den Neujahrs-Blättern 1997 ausführlich dieses Themas angenommen und auch die pflanzlichen und tierischen Lebewesen im Bach beschrieben hat, beschränkt sich die Schreiberin auf allgemeinere Feststellungen und geht vor allem auf das Schicksal der Bäche nach den verheerenden Überschwemmungen im Frühsommer 1999 ein und darauf, wie Verbaunungsspezialisten seither versuchen, ihnen – zum Schutz der Siedlungen, Kulturen und

Verkehrswege – Zügel anzulegen. Der Fischbestand in den Maurer Bächen sei ohnehin nie gross gewesen. Wie Res Hertig vom kantonalen Fischereiverband bestätigte, hätten nie mehr als sechs bis acht Hobbyfischer hier ihr Revier gehabt. Umso beachtlicher, geradezu vorbildlich, sei das Engagement der Gemeinde für die Revitalisierung der Gewässer.

Die Landschaft unserer Gemeinde ist geprägt durch ihre Hanglage an Pfannenstiel und Wassberg, die zwischen dem Greifensee (437 m.ü.M.) und der Guldenen (781 m.ü.M.) einen Höhenunterschied von fast 350 Metern überwindet. Das Gelände steigt jedoch nicht gleichmässig in die Höhe. Verschieden hoch gelegene ebene Stufen haben sich – vom Tal her gesehen «auf dem Berg» – gebildet. Auf ihnen wurde der Wald weitgehend zurück gedrängt – zu Gunsten von Weilern und Dörfern, Wiesen und Feldern. Nur die steilsten Hänge sind aus gutem Grund, wie die vorherigen Ausführungen zeigen, wie eh und je durchgehend bewaldet. So finden wir liebliche Wiesenbäche am ehesten im Talboden, wo sie zwischen dem Dorf Maur sowie den Weilern Aschbach, Steindrüsen, Uessikon und Letzi ihr Wasser dem Greifensee zuführen. Im oberen Teil der Gemeinde stürzen sie sich steil hinunter, haben im Laufe von Jahrmillionen meist tiefe Tobel in die mit Wald bedeckten schattigen Hänge gegraben und lassen sich gelegentlich über hohe Felswände laut tosend und malerisch in die Tiefe fallen. Der eindrucklichste Wasserfall liegt zuhinterst im Raggen- oder Rappentobel an der Grenze zur Gemeinde Egg. Leider ist er seit den Unwettern von 1999 wegen abgerutschter Hänge von Scheuren her nur noch mühsam zugänglich.

...wurden spät in die Planungen einbezogen...

Gespeist werden die Bäche ausser durch Niederschläge durch das Oberflächenwasser der Wohnsiedlungen, des Gewerbes und der Verkehrswege sowie teilweise das Sickerwasser der Landwirtschaft. Glücklicherweise gelangt das Schmutzwasser aus den Siedlungen mittlerweile getrennt davon in zwei Kläranlagen. Die Gemeindeteile Maur, Aesch, Scheuren und Forch wurden zwischen 1964 und

1968 der Kläranlage am Greifensee östlich der Schifflande Maur angeschlossen. Die Abwässer von Binz und Ebmatingen werden – gemeinsam mit denen von Benglen/Fällanden – seit 1978 in einer eigenen Kläranlage unterhalb von Ebmatingen gereinigt. Zuvor hatte Beat Fehr einmal meterhohe Schaumberge aus dem Dorfbach hochsteigen sehen, die vorübergehend jegliches Leben im Wasser vernichteten.



Überschwemmung Mai 1999: Ein Kleinbus beim Benkelsteg versucht, ob er auch als Schiff funktioniert. (Foto: Edith Luginbühl)

Dies ist nur ein Beispiel, an dem sich zeigt, wie stark die Belastung der Bäche durch die speziell in den 1950er und 1960er Jahren rasant wachsenden Siedlungen auf dem Berg zunahm. Den schlimmsten Schmutz im Wasser bekam man mit den Kläranlagen in den Griff, doch nicht die Wassermengen, die das Fassungsvermögen der Gewässer immer mehr überforderten. Die Grösse der Rohre hielt oft nicht Schritt mit dem steigenden Bedarf. Das Oberflächen- oder so genannte Meteorwasser, das von den zunehmenden «versiegelten» Flächen bei den Häusern, den Strassen und Plätzen nicht in den Boden einsickern, sondern nur oberflächlich abfliessen konnte, gelangte oft ohne Absprache mit dem Tiefbauamt direkt in die Bäche. Wenn diese sich auch noch eingedohlt unter dem Verkehrsnetz hindurchzwängen mussten, war der Ernstfall programmiert.

...entwickelten zerstörerische Kräfte...

Im Mai 1999 trat dieser ein. Ein besonders heftiger lokaler Gewitterguss baute sich über Forch und Scheuren auf und schüttete in weniger als einer Stunde sintflutartige Wassermassen über dem Vorderen Berg aus. Die Wiese oberhalb der Wassbergstrasse wurde zu einem See, den die Anwohner mit Sandsäcken am Eindringen in ihre Häuser zu hindern versuchten. Bäche wuchsen sich zu reissenden Strömen aus, Böschungen samt Bäumen wurden unterspült und mitgerissen und blockierten Bachdurchlässe oberhalb der Strassen, das Oberdorf Maur wurde überflutet, Autos und Abfallcontainer trieben wie steuerlose Schiffe umher. Auf der unter den Fluten kaum mehr zu erkennenden Eggstrasse war kein Durchkommen mehr, auf den Weinflaschen im Keller des Restaurants Freischütz lösten sich die Etiketten, sodass sie ihrer Individualität beraubt wurden...



Der Dorfbach unterhalb der Furt im Maurmer Holz: Hier fließt das Wasser über blanken Fels.
(Foto: Gisela Goehrke)

Noch nachhaltiger traf es die Bäche. «Früher» – erklärte Beat Fehr kurz nach dem Hochwasser gegenüber der «Maurmer Post» – «bildeten die Wasserläufe der Gemeinde Biotope mit in sich ruhendem Eigenleben. Dies gilt heute leider nicht mehr.» Die Bäche, die das Wasser der Dörfer und Gewerbezone «auf dem Berg» aufnehmen mussten, seien überfordert gewesen. Die oft meterhohen mächtigen Wellen, die sich nach heftigem Regen bildeten, rissen alles in den Bachbetten mit, was Widerstand leistete. Der Boden des Dorfbachs – um nur ein Beispiel zu nennen – sei bereits blanker Fels, auf dem keine Pflanze mehr wachse. Daher hätten Kleinstlebewesen und die weiteren Tiere der Nahrungskette im Bach bis hin zu Amphibien, Reptilien und Fischen ihre Lebensgrundlage verloren. Auch die gemäss Messungen nach wie vor gute Wasserqualität täusche nicht darüber hinweg, dass der Dorfbach tot sei. Kein Wunder, dass die kurz vor dem Hochwasser ausgesetzten 6000 Bachforellen-Brütlinge durch die reissenden Sturzbäche grossenteils fort geschwemmt wurden!

...erhalten heute aber professionelle Hilfe

Trotzdem war Beat Fehr schon vor acht Jahren überzeugt, dass man den Bächen helfen könne. Dies begannen auch die Behörden langsam einzusehen. Er behielt Recht: Das kantonale Amt für Abfall, Wasser, Energie und Luft (AWEL) erstellte nach 1999 eine Gefahrenkarte. Schaut man heute die Fliessgewässer an, die danach das grösste Gefahrenpotential für Siedlungen und Verkehrswege in sich bergen, erkennt man, dass die Ingenieure, Landschaftsgärtner und Forstarbeiter aktiv geworden sind. Daniel Bünzli vom Büro des Gemeindeingenieurs Heinz Bünzli hat für die Neujahrs-Blätter eine Aufstellung der entsprechenden Aktivitäten des eigenen und anderer Büros gemacht: Danach wurde 2002 als erstes das Rohr, in dem der Aschbach von Ebmatingen her kommend unter dem Bänkelsteg hindurchfliesst, erweitert und drei Jahre später sein Bett zwischen der Stuhlen- und der Fällandenstrasse bei Maur saniert. 2004 erhielt der Jorentobelbach im Gütschquartier Binz einen grösseren Durchlass und im Bereich Mattacher die Möglichkeit, wieder offen zu fliessen.



Der Dorfbach bei einer Überbauung an der Eggenbergstrasse in Aesch: Hier wurde er im vergangenen Jahr aus der Versenkung herausgeholt und darf seither frei, doch mit befestigten Böschungen, durch die Wiese fließen.

(Foto: Gisela Goehrke)

2005 waren die Spezialisten besonders aktiv. Dem Dorfbach rückten sie gleich mehrmals zu Leibe: Bei dem vom Wassberg her kommenden Zufluss stabilisierten sie zwischen dem Bundtdörfli Aesch und der Langacherstrasse dessen hohe Böschungen, indem sie diese von zahlreichen Baumriesen befreiten. Etwas später unterzogen sie seinen vom Pfannenstiel hinab fließenden Ast in seinem oberen, südlichen Teil unterhalb des Zollingerheims bis hin zur Tobelstrasse einer gründlichen Kur zur Hochwasserentlastung. Zwischen der Tobel-, Eggenberg- und Aeschholzstrasse holten sie ihn – im Zusammenhang mit einer neu erstellten Überbauung – teilweise aus der Versenkung hervor, befestigten seine tief eingeschnittenen Wiesenböschungen auf natürliche Art und gewährten ihm mehr Platz. Auch etwas weiter unten, wo der Bach im Wald besonders steil hinabfällt und sich bei heftigem Regen eine riesige Zerstörungskraft zusammen brauen kann, verpassten die Ingenieure einer Landschafts-

gärtneri ihm ein Korsett aus grossen Steinbrocken entlang des Ufers oder quer zum Bachbett, sodass er heute fast spielerisch leicht von einer Stufe zur andern dem Dorf Maur entgegen springt. Dort schliesslich wurde ihm zum Schutz des Oberdorfs, südlich des Mühleweihers, oberhalb der Strasse ein Geschiebesammler vorgeschaltet. Als auch noch Jakob Boller, im Auftrag des Werkhofs, den Mühleweier von Schlamm und Wurzelwerk befreite, jubelte Jakob Frei, der Betreiber der Säge bei der Mühle, dass nun beim Sägen endlich wieder mehr als nur ein Rinnsal auf sein Antriebsrad liefe.



Der Dorfbach zwischen Aeschholz-, Eggenberg- und Tobelstrasse: Eine Landschaftsgärtneri hat das Wasser mit natürlichen Verbauungen in seine Bahn gelenkt.

(Foto: Gisela Goehrke)

Als sehr schwierig erwies es sich, die verheerende Kraft des Chilenbachs einzudämmen. Einerseits machte das AWEL strenge Auflagen, andererseits mussten die Pläne mit den Vorstellungen des Heimat-

schutzes übereinstimmen. Nach einer Einsprache von Pro Natura kam ein Kompromiss zustande: Seit Herbst 2006 fliesst der Bach südlich des Kirchenparkplatzes Maur teils unterirdisch teils offen durch die Landschaft und erhielt zugleich mehr Platz, um sich ohne Gefahr für die Umgebung ausdehnen zu können. Ähnlich wird es im laufenden Jahr dem Islenbach, der in der Nähe sein Wasser von Scheuren her zum See hinunter befördert, ergehen: Sein Profil und die Durchlässe unter den Verkehrswegen werden vergrössert. 2002 war dies bereits im Bereich Rutlen geschehen, wo das Wasser auch teilweise offen gelegt wurde. In den nächsten Jahren wird weiteren Bächen professionelle Hilfe zuteil werden – zum Schutz sowohl ihrer eigenen in sich ruhenden Biotope als auch der von Menschenhand geschaffenen Lebensräume.

Auch früher spielte das Wetter oft verrückt

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Vergangenheit: Er macht deutlich, dass Unwetter keine neue Erscheinung sind. Schon in früheren Jahren spielte die Natur oft verrückt. Davon wusste Gottfried Kuhn ein Lied zu singen. Er amtierte von 1892 bis 1932 im Maurmer Pfarrhaus und sammelte in dieser Zeit Unmengen an Details für eine Chronik unserer Gemeinde. Nach seinen Angaben schlugen sich die Unwetter in den Rechnungsbüchern der Fraumünsterabtei nieder. An sie hatte unsere Gemeinde den Zehnten zu entrichten. Da sie bei Ernteschäden durch Hagel, Sturm oder Überschwemmungen dazu jedoch nicht in der Lage war, musste die Abtei häufig die Abgaben reduzieren – und vermerkte dies in den Rechnungsbüchern:

Neben den häufigen Hagelschauern, durch die 1564 sogar die Fenster des Maurmer Pfarrhauses zertrümmert wurden, wirkten sich am verheerendsten die Überschwemmungen aus. Gemäss Kuhn sei speziell das Gewitter vom 8. Juli 1778 bis in seine Zeit unvergessen. Es habe sich tagsüber nach und nach zusammen gezogen und sich nachts gegen 9 Uhr in einem fürchterlichen Wolkenbruch ob dem Zürichberg – am heftigsten über dem Küsnachter Berg – entleert. Auch die «herwärtige» Bergseite habe ihr Teil abbekommen,

neben Uessikon und dem Vorderen Berg insbesondere das Dorf Maur, das vom Aeschmer Bach verwüstet worden sei: «Dem Müller zu Maur – so Kuhn wörtlich – «wurde ein grosser Teil seiner Anlagen weggerissen, in der Nähe des Dorfplatzes stürzte ein Haus ein, wodurch zwei Personen ... ums Leben kamen. ... Zu Maur wurden ausser den Schäden an den Gebäulichkeiten auch 13 Gärten weggespült und über 40 Jucharten Wiesen- und Ackerland ausgeschwemmt und verderbt.»



*Prospect der Mülli zu Maur,
Die Mülli b Rlin des nebengebäudr, e Ruin der Sägi und Reibi, d die Burg, 1778*

Das Unwetter vom 8. Juli 1778: Oben links die Burg, in der Mitte der reissende Dorfbach mit den Überresten von Säge und Mühle.

(Radierung von Johannes Hegi, 1748 bis 1799, Privatbesitz Jakob Frei, Maur)

Ausser an die letzte grosse Überschwemmung 1999 werden sich viele Maurmerinnen und Maurmer noch an zwei weitere Unwetter erinnern: Wie der «Anzeiger von Uster» vom 26. Juni 1953 berichtete, seien kurz zuvor Strassen und Bäche innerhalb von Minuten zu reissenden Strömen geworden, Autos auf der Strasse herum ge-

schwommen, Geschäfte verwüstet, in aller Eile errichtete Balken- und Mistdämme wie Blätter spielend leicht weggetrieben worden. Gut 30 Jahre später, am 24. August 1984 sei, so berichten damals Betroffene, der Uessiker Dorfbach mit Wucht über die Ufer getreten und habe sich über eine Wiese hinunter zur Mühle gestürzt. Bei einer Kurve im unteren Dorf dann hätten riesige Wasser- und Geschiebmassen das Bachbett verlassen und sich über die noch junge Gärtnerei von Hans und Martha Hürlimann ergossen. Das alte Terrain kann bis heute nicht mehr für den Gartenbau genutzt werden. Die neuen «Tunnels» wurden weiter dorfauswärts errichtet. Orkane dagegen erwähnt die Chronik nur dreimal: unter dem 3. August 1655, dem 17. Juni 1833 und dem 31. Juli 1925. In jüngster Vergangenheit fegten die Stürme «Vivian», 1990, und «Lothar», am 26. Dezember 1999, über die Gemeinde hinweg. Auch sie werden wohl eines Tages in die Gemeindechronik eingehen. Allerdings sind heutige Menschen sensibler angesichts der Entstehung solcher Ereignisse. Würde ein Pfarrer heute – wie laut Kuhn sein Vorgänger Breisacher 1657 – seiner Gemeinde drohen, solche wiederholten Schäden seien Strafen «wegen unserer beharrlichen Boshaftigkeit», würde diese ungläubig den Kopf schütteln...

Eine Chance für die Natur

Damit schliesst sich der Kreis, und wir kehren zurück zum Wald, wie er sich der Spaziergängerin, dem Waldbesitzer – oder dem Förster heute zeigt. In Zahlen beziffert verwüstete «Lothar» rund 18 Hektare des Maurmer Waldes, 5 Prozent des 360 Hektaren grossen Bestandes also fielen dem Orkan zum Opfer. In weiteren gut 60 Hektaren kam es zwar nicht zum Totalschaden, doch wurden zahlreiche Bäume umgeworfen. In der ersten Zeit nach dem Sturm stand Urs Kunz der «Maurmer Post» immer wieder Red und Antwort. Da er die Hauptverantwortung für den Wald der Gemeinde trägt, schilderte er seine ersten Eindrücke nach der Katastrophe, erörterte den finanziellen Schaden, wies aber auch auf die Chance für die Natur hin. Daher stellen wir ihn hier als Förster etwas näher vor und lassen ihn ausführlich zu Wort kommen:

Urs Kunz wohnt mit seiner Familie im Ortskern von Maur. Er schloss 1992 die Försterschule als Zweitausbildung ab und trat gleich darauf – so schreibt er in der Hauszeitung des Zollingerheims – in seinem Heimatort, in dem er auch aufwuchs, die Stelle als Revierförster von Maur und Fällanden an. Hier betreut er insgesamt 500 Hektaren Wald, die sich auf knapp 300 Waldeigentümer aufteilen. Auch der gemeindeeigene Wald gehört mit einem Prozent der Fläche dazu. Als Förster organisiert Urs Kunz einerseits die Holzerei und die Vermarktung des geernteten Holzes – mit diesem Spektrum des Waldes beschäftigt sich ein anderer Beitrag des Heftes – andererseits ist er verantwortlich für die Waldpflege, die zugleich die Grundlage für die Nutzung ist. Garantiert doch nur die nachhaltige Pflege des natürlichen Rohstoffs Holz, dass er ausreichend nachwächst und zur Verfügung steht.

Seit Beginn des neuen Jahrtausends veränderte sich die Waldpflege vollständig: Lothar zwang die Waldeigentümer zum Umdenken. Zunächst waren vor allem die kurz- und mittelfristigen Schäden zu beklagen: Der Buchdrucker – einer der an die 100 Borkenkäferarten – tat sich an dem aus Zeit- und Geldmangel herumliegenden Rottannenholz gütlich und griff auch stehende Bäume, die in dem extrem heissen und trockenen Sommer 2003 unter besonderem Stress litten, an. Er vermehrte sich rasant, entwickelte zwei bis drei Generationen in einer Vegetationsperiode und besiegelte so das Schicksal vieler «Käferbäume». Der Förster musste nur einen Blick nach oben, auf die lichter werdenden Baumkronen, werfen, und wusste Bescheid. Bezogen auf die ganze Schweiz – so der Waldbericht 2005 – blieben nach Lothar rund 700 000 Kubikmeter vom Buchdrucker abgetötete Rottannen zurück.

Die Natur hat viel Zeit

Aber Urs Kunz ist überzeugt, dass der Wald auch diesen Totalangriff überleben wird. Anders als der wirtschaftlich denkende Mensch hat die Natur viel Zeit. So merkten die Waldbesitzer – die Naturschützer predigten es schon lange –, dass nicht alles Totholz sauber entsorgt werden muss. Gewisse Mengen an Kleinholz, ge-

legentlich auch zu grossen Haufen aufgestapelt, dienen einheimischen Tieren und Pflanzen als Lebensraum, wodurch die «Biodiversität», eine natürliche, dem Standort gemässe Artenvielfalt, wieder eine Chance hat. Eine Artenvielfalt, die die Struktur des Waldes mit einbezieht. Auch dies lernten die Waldeigentümer nun: Den grössten Nutzen bringt ihnen ein gesunder, widerstandsfähiger Mischwald. Ursprünglich wuchsen in Maur zwar hauptsächlich Laubbäume mit Buchen, Eschen und Ahorn an der Spitze. Andererseits kennen



Urs Kunz, Revierförster von Maur und Fällanden, während einer Waldführung 2006. (Foto: Gisela Goehrke)

wir in unserer Gegend vor allem den Rottannen-Einheitswald. Während Jahrzehnten war er für die Eigentümer wirtschaftlich interessant, weil seine schnell wachsenden geraden Stämme in der Möbel- und Bauindustrie begehrt sind. Nur bringen die Nadelbäume einerseits der einheimischen Flora und Fauna wenig, weil ihr dichter Wuchs kaum Sonne an den Boden lässt und so dort keine Wasser speichernde und Erosion hemmende Vegetation entstehen kann, andererseits wurden gerade diese Bäume wegen ihres flachen Wurzelwerks bei Orkanen wie Lothar zu hilflosen Opfern.

«Die moderne Waldbewirtschaftung» – so Urs Kunz

2001 gegenüber der «Maurmer Post» – «wird ein Kompromiss sein. Ich rate den Waldeigentümern, einen möglichst artenreichen Mischwald zu fördern, in dem auch Einzelbäume eine Chance haben.» Er sollte sowohl Laubbäume und insbesondere Buchen, die die Besonderheiten des Standorts gut ertragen, als auch schnell wachsende Rottannen, die genug Geld einbringen, enthalten. Konkret heisst

dies jedoch, dass der Baumbestand auf den durch Lothar verwüsten Flächen verjüngt werden muss – zu Gunsten einer ausgeglichenen Mischung aus künstlich gesetzten Nutz- und von selbst kommenden Laubbäumen. Dafür führen der Revierförster und sein Team einen aufwändigen Kampf etwa gegen Wildverbiss, gegen überwuchernde Wildpflanzen, Ungeziefer und Krankheiten. «Innerhalb der nächsten 30 Jahre wird dabei vor allem Arbeit und kaum Ertrag herauskommen.»

Hinzu kommt, so wieder Kunz, dass ein solcher Wald nicht per se auch ein widerstandsfähiger Wald ist. «Der nächste Sturm kommt bestimmt.» Um ihm vorzubeugen, sei auch der Waldrand wichtig. Er dürfe nicht zu dicht sein und ihm sollte ein schützender, ökologisch wichtiger Gürtel aus einheimischen Sträuchern vorgelagert sein. Zusätzlich sollte es im Innern des Holzes kleinere Lichtungen mit Wind erprobten inneren Randbäumen geben...

Wenn vieles auch noch Zukunftsmusik ist, lässt sich doch schon heute sagen: Nach den Naturkatastrophen von 1990 und 1999 haben sowohl der Wald als auch die Bäche und ihr in sich ruhendes Biotop gewonnen.

Gisela Goehrke

Schriftliche und mündliche Quellen

- BUWAL: Waldbericht 2005
- Gottfried Kuhn: Geschichte der Gemeinde Maur, 1939/42 (ungedruckt)
- Maurmer Post, diverse Ausgaben 1999, 2000, 2001 und 2003
- Zollingerheim Forch, Hauszeitung 31. Ausgabe, März – Mai 2006

Urs Kunz, Revierförster der Gemeinden Maur und Fällanden

Res Hertig, kantonaler Fischereiverband

Daniel Bünzli, Gemeindeingenieurbüro Heinz Bünzli

Strom für die Mühle aus dem Waldweiher

Im vorhergehenden Beitrag wurde der Zusammenhang zwischen Wald und Wasser deutlich. So ist es nicht erstaunlich, dass der Mensch auch versucht, daraus Profit zu schlagen. Ein Beispiel dafür ist das Kleinkraftwerk in Uessikon. Hier – bei der Mühle am Fuss des waldreichen Pfannenstiels – zeigt eine Privatinitiative, dass Stromerzeugung nicht nur mit Hilfe von riesigen Staumauern im Hochgebirge, sondern auch bei vergleichsweise geringem Niveauunterschied im Mittelland möglich ist – wenn auch mit entsprechend bescheidenem Ergebnis.

Die heute unter Heimatschutz stehende Mühle in Uessikon stammt aus dem 16. Jahrhundert. Jahrhundertlang drehte sich ihr Rad von zwölf Metern Durchmesser durch Wasser, das sich aus dem Mühleweiher am Pfannenstielhang hinabstürzte. Doch 1865 wurde es entfernt und durch ein Kleinkraftwerk ersetzt. Da dessen Turbine 20 Jahre später erneuert wurde, funktionierte es noch, als das Heimleiterpaar Ernst und Berta Furrer 1930 die Mühle übernahm, um dort – der letzte Müller hatte seinen Betrieb 40 Jahre zuvor eingestellt – ein Privatheim für körperlich und geistig behinderte Menschen aufzubauen.

Eine aufwändige Liebhaberei

Ernst Furrers ganze Sympathie galt diesem Kleinkraftwerk, so dass er sich seiner annahm. Nötig wäre dies nicht gewesen; denn die Mühle in Uessikon war seit 1913 der zentralen Stromversorgung angeschlossen. Doch es passte in das Konzept, nach dem er und seine Frau das Heim führten. Die Heimbewohnerinnen und -bewohner sollten den täglichen Lebensbedarf soweit wie möglich selber herstellen und in engem Kontakt zur Natur leben. Warum nicht des-

halb auch den Strom – zumindest teilweise – selber erzeugen? Der Niveauunterschied von 26 Metern zwischen dem Mühleweiher und der Turbine, dem Generator und dem Transformator im Keller des Hauses reichte aus, um – je nach Wasserstand – 4 bis 6 Kilowatt Strom zu liefern. Bis zur Renovation in den 1980er Jahren reichte die Energie für die Lampen in den zentralen Wohnräumen, den Kochherd und das Zurechtsägen von Brennholz und danach noch für die Aufbereitung des reichlich benötigten Warmwassers. Mehr als eine Liebhaberei war das Kleinkraftwerk also nicht.

Eine arbeitsaufwändige und teure Liebhaberei. Erika Ganz, die zusammen mit ihrem Mann Fritz die Heimleitung von ihren Eltern übernahm, erinnert sich beispielsweise: 1940 musste die bis dahin hölzerne, morsch gewordene Druckleitung saniert werden. Um Geld zu sparen, habe ihr Vater die Erlaubnis eingeholt, konische Betonröhren einer Hochspannungsleitung bei Uessikon, die überflüssig geworden waren, vom Seeufer hinauf zur Mühle holen zu dürfen. Unter Aufbietung aller Kräfte und mit eisernem Willen hätten er und die kräftigsten Heimbewohner mit zusätzlicher Hilfe von Pferdekraft die Rohre tatsächlich hinauf geschleppt, sie dort ineinander geschoben und als nun stabile Druckleitung vom Weiher hinab zur Turbine geführt. Heute wären Kran und Lastwagen zum Einsatz gekommen.

Der Rotary-Club Uster übernimmt die Renovierung

Auch sonst forderte die Pflege des Kleinkraftwerks den ständigen Einsatz von Heimleitung und Heimbewohnern: 1979 wurde der Generator neu gewickelt, immer wieder versickerte der Bach, musste – insbesondere nach heftigen Regengüssen – der Weiher von Geschiebe befreit werden, wurde die Staumauer undicht. Als dann auch die Überholung der fast 40-jährigen Druckleitung und der Turbine anstand, musste die Sanierung der Gesamtanlage ins Auge gefasst werden. Gemäss einem Kostenvoranschlag hätte das Vorhaben rund 90 000 Franken beansprucht. Im Heim zur Mühle breitete sich Traurigkeit aus: Wer sollte das bezahlen?



Rex war Hans Müllers treuer Begleiter während der Sanierungsarbeiten beim Waldweiher und bei der Befestigung des Hangs. Hier wird das Überlaufwasser in feste Bahnen gelenkt. Vom Waldweiher aus stürzt sich das Wasser 26 Meter tief hinab zur Turbine.
(Foto: Privatbesitz Hans Müller)

Davon bekam der Rotary-Club Uster – Fritz Ganz war dessen Mitglied – Wind und liess sich sofort begeistern. Mit seinem Engagement und technischem Know-how wurde das Kleinkraftwerk in den folgenden Jahren völlig renoviert – und, weil sowohl die Rotarier als auch die Heimbewohner freiwilligen Frondienst leisteten, konnten rund 10 000 Franken eingespart werden. Sogar die EPFL, die Lausanner Schwester der ETH Zürich – so erzählt Erika Ganz stolz – wurde aufmerksam auf die sympathische Privatinitiative, dokumentierte den Arbeitseinsatz fotografisch und stellte ihn in einer Ausstellung über ähnliche Kleinkraftwerke der Öffentlichkeit vor. Ebenso begeistert nutzte Werner Suter, der damals noch Primarlehrer in Maur war, die Gelegenheit, anhand eines realistischen Beispiels seinen Schülerinnen und Schülern veranschaulichen zu können, wie Wasserkraft zu Strom wird.

Engagement und technisches Know-how

Die bei der Renovation führenden Rotarier waren – neben dem Heimleiter – der Baumeister Hans Müller, Forch, und der Glasbläser und kreative technische Tüftler Jakob Büchi aus Uster. Ersterer kümmerte sich zusammen mit den Heimbewohnern um den Ausbau des Weiher, die ausgeklügelte neue Wasserführung des Bachs, die Erstellung eines Geschiebebeckens, die Verstärkung des Walls und die Sanierung der Druckleitung, in die ein Plastikrohr eingefügt wurde. Letzterer übernahm die Wiederherstellung der Turbine und den neuen Einlaufschieber. Zur bequemerer Beförderung von schwerem Material richteten die Rotarier eine Seilbahn ein.

Im August 1984 wurde das Kleinkraftwerk dem Heim zur Mühle wieder übergeben. Im Beisein der Heimleitung, der Heimbewohnerinnen und -bewohner, des Rotary-Clubs Uster und der Gemeindeprominenz öffneten die Elektrizitätswerke des Kantons Zürich ein Rädchen und – wie durch ein Wunder – leuchteten die bunten Lämpchen, die vorher an Schnüren über den Hof gespannt worden waren, auf – als sichtbares Zeichen dafür, dass der aus dem Waldweiher erzeugte Strom wieder floss und die Welt in der alten Mühle wieder heil war.



Jakob Büchi stellt die restaurierte Turbine des Kleinkraftwerkes vor.

(Foto: Privatbesitz Jakob Büchi)

1995 übernahm die Therapiegemeinschaft Meilenstein die Uessiker Mühle. Schon vorher hatte der Bach den Damm des Weihers gefährlich geschwächt. Das Kleinkraftwerk geriet in der Folge in Vergessenheit. Als dann 1999 auch noch – als Folge des Lotharsturms – die Umgebung des Waldweihers abrutschte, fand sich leider kein Liebhaber und kein Geldgeber mehr, der sich für die Sanierung der Anlage einsetzte.

Gisela Goehrke

Schriftliche und mündliche Quellen

Ursula Meister, Maurmer Post, Ausgabe 32/1984

Erika Ganz, Volketswil

Rotary-Club Uster: Hans Müller, Forch, Jakob Büchi, Uster

Die Holzkorporationen von Maur

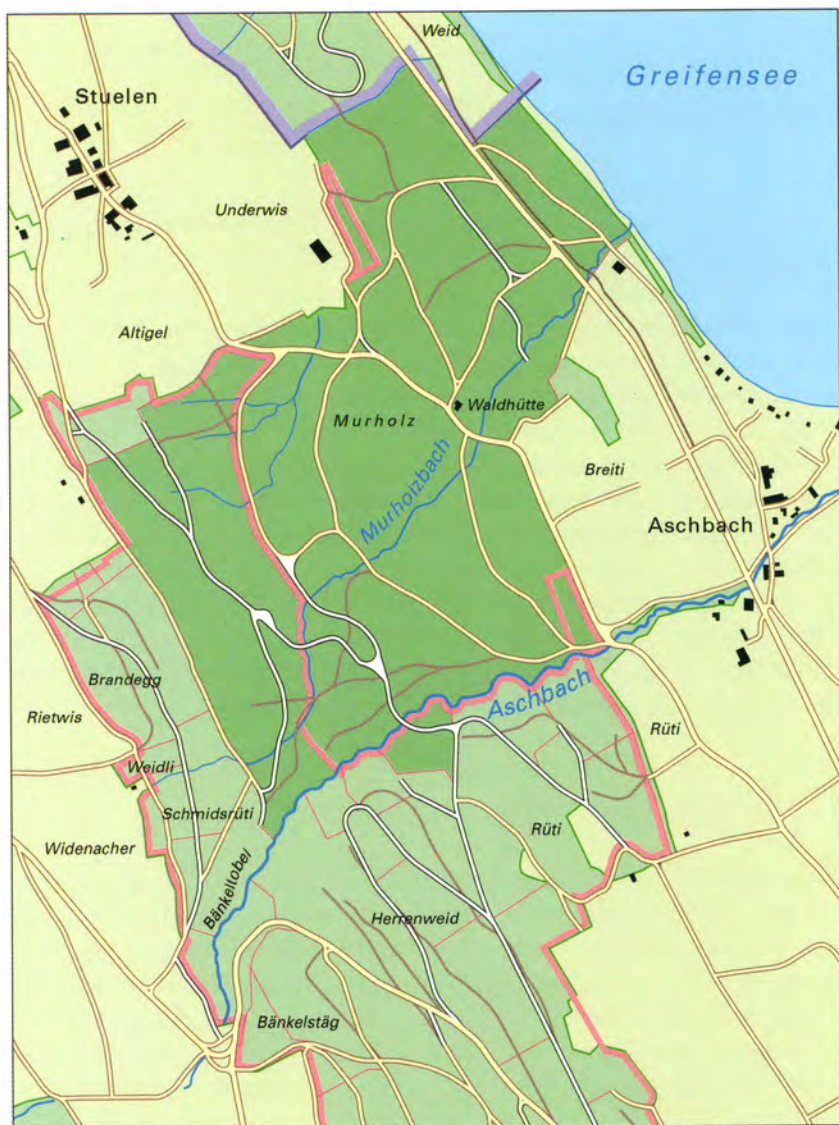
Im Kanton Zürich werden verschiedene Formen von Waldeigentum unterschieden. Da ist einmal der Staatswald, der Eigentum des Kantons ist. Er ist entweder der Volkswirtschafts- oder der Baudirektion zugeordnet. Da ist andererseits der Gemeindewald, der heute noch teilweise der Bürgergemeinde gehört, und schliesslich der Privatwald, dessen Besitzanteile ganz unterschiedlich sind und der oftmals zu einem Bauernbetrieb gehört.

Neben den drei genannten Besitzergruppen gibt es noch die Holzkorporationen. Der von diesen bewirtschaftete Wald ist im Eigentum von diversen Korporations-Anteilseignern, wobei ein Anteilhaber mehrere Teilrechte besitzen kann. In unserer Gemeinde gibt es zwei Holzkorporationen. Die Waldfläche der Holzkorporation Maur beträgt 38 Hektaren und umfasst 40 Teilrechte, während die Holzkorporation Aesch-Forch 36 Hektaren Wald mit 33 Teilrechten besitzt. Ein Teilrecht umfasst also etwa eine Hektare.

Zur Entstehung der Holzkorporationen

Viele Waldungen im grösseren Umkreis der Stadt Zürich gehörten seit dem 9. Jahrhundert der Fraumünsterabtei, so auch diejenigen der Holzkorporation Maur. Den Maurer Bauern stand ein Nutzungsrecht zu. Jedoch musste jeweils der Holzschlag von der Obrigkeit in Zürich bewilligt werden. Zudem kamen alljährlich der Säckelmeister, der Amman zu Fraumünster sowie der Rechenschreiber in die Waldungen von Maur und erläuterten den Bauern die Bedingungen und Vorschriften und legten fest, wieviel Holz geschlagen werden durfte.

Im Jahre 1833, nach den Wirren der Französischen Revolution, verkaufte die Stadt Zürich, welche die Rechtsnachfolgerin der Abtei Fraumünster geworden war, den Wald den interessierten Bauern



Korporationswald Maur 1 : 10'000

Korporationswald Maur
 übriger Wald

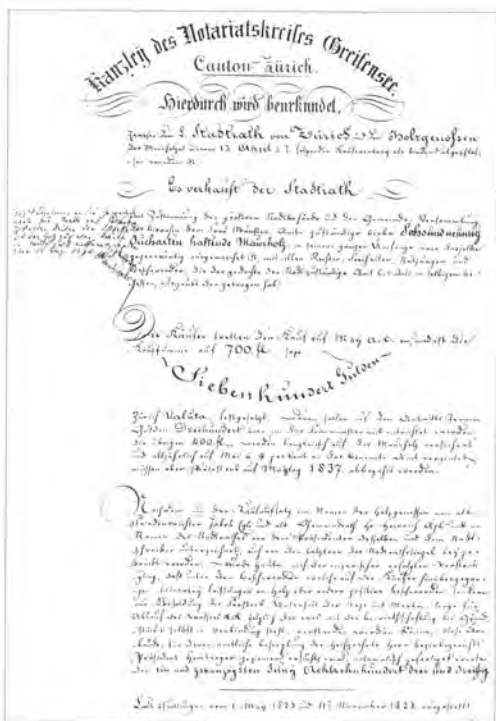
Gemeindegrenze
 Parzellengrenzen
 ältere Strassen

Waldzusammenlegung 1971-1986:

Perimeter
 aufgelassene Wege
 neue Waldstrassen

von Maur. Diese schlossen sich zu einer Korporations-Genossenschaft zusammen und übernahmen gemeinsam den Wald. Im Kaufbrief vom 21. Juni 1833 ist dieser Handel festgehalten. Der Kaufpreis betrug 700 Gulden.

Mit der Holzkorporation Aesch-Forch verhält es sich etwas anders. Nach der Chronik von Gottfried Kuhn (1867–1941) – er war von 1892 bis 1934 Pfarrer unserer Gemeinde – gehörten deren Waldgebiete nicht zum Fraumünster, sondern fünf landwirtschaftlichen Betrieben, die bereits eine Korporation bildeten. Der älteste Hinweis zu diesen Besitzverhältnissen stammt aus dem Jahre 1501. Im Laufe der Jahre änderte sich die Zahl der Anteilsrechte durch Verkauf oder Teilung der Höfe.



Kaufbrief vom 21. Juni 1833.
(Bild aus «150 Jahre Holzkorporation Maur», 1983)

Der Unterhalt des Waldes

Der Unterhalt der Wälder erfolgte fortan gemeinsam. Die Generalversammlung der Korporation setzte die Zeit des Holzfällens fest, die meistens auf Ende November, Anfang Dezember datiert wurde. Gearbeitet wurde im Frondienst: Pro Anteil musste ein Mann

gestellt werden oder pro Tag ein festgesetzter Betrag in die Korporationskasse bezahlt werden.

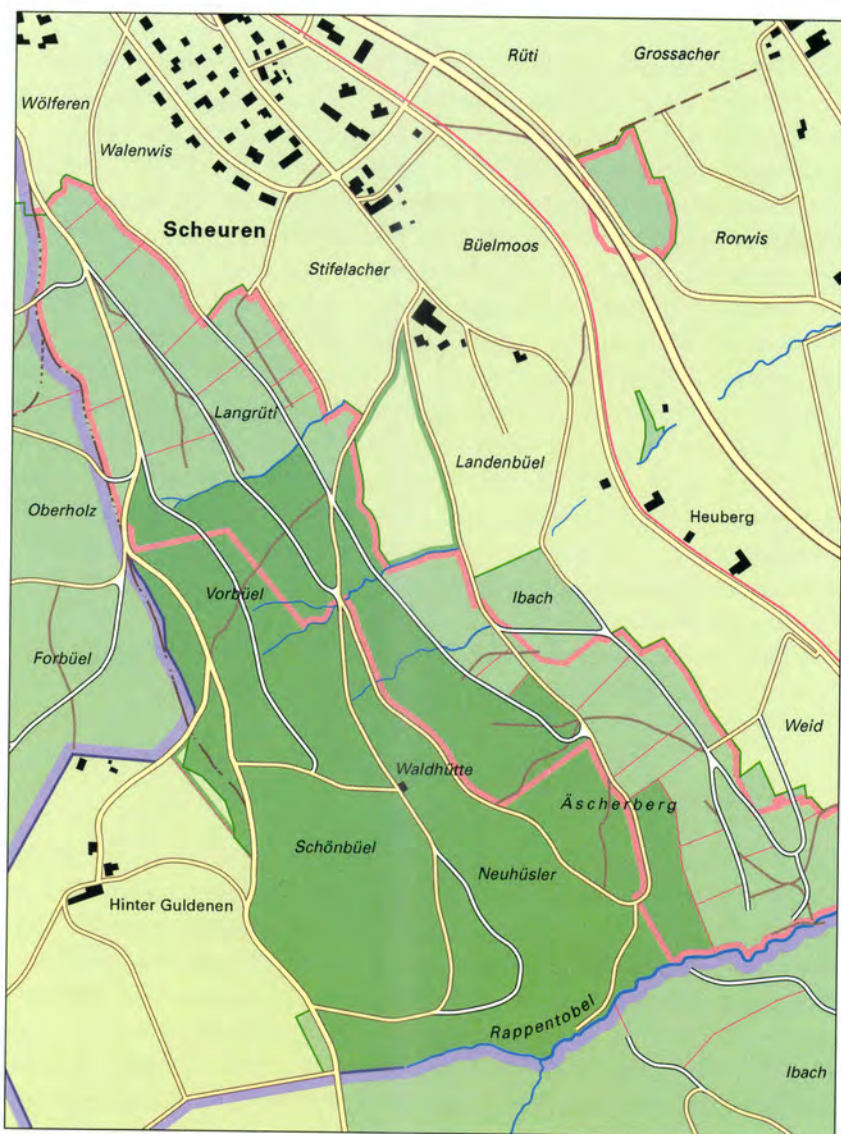
Das gefällte Nutzholz wurde an Sägereien verkauft. Der Erlös wurde nach den Vorgaben der Generalversammlung anteilmässig an die Berechtigten ausbezahlt, das anfallende Brennholz dagegen an die beteiligten Bauern verteilt. Doch diese Verteilung war eine recht heikle Angelegenheit, wie ich es selber noch als junger Bauer miterlebt habe. Bei 33 Teilrechten mussten von jeder der vier Holzarten (Stangen, Latten, Äste, Buchenrugel) je 33 gleichmässige Haufen angelegt werden. Jeder der 132 Haufen bekam eine Nummer. Am letzten Holztag legte man je 33 Nummernzettel in einen Hut und daraus durfte dann pro Anteil und Holzsorte eine Nummer gezogen werden. Dass dies gelegentlich zu Diskussionen führte, braucht kaum zu verwundern.

Zu den heutigen Teilrechten ist zu bemerken, dass diese vererbt, gekauft oder verkauft werden können. In der Korporation Aesch-Forch ist jetzt festgelegt, dass niemand mehr als vier Teilrechte besitzen darf. Die Korporation selber kann aber auch Teilrechte zurückkaufen oder verkaufen. Heute besitzen 16 Eigentümer die 33 Teilrechte. Leider ist nur noch etwa ein Drittel aller Besitzer in der Lage, aktiv im Korporationswald mitzuarbeiten.

Die Organisation der Korporationen

Nicht anders als der private Wald unterstehen auch die Korporationen den entsprechenden Gesetzen und Verordnungen von Bund, Kanton und Gemeinde. Das eidgenössische Waldgesetz regelt im grösseren Rahmen den Waldbau. Für die Korporationen ist vor allem das kantonale Waldgesetz von Bedeutung. Dieses regelt zusammen mit den Verordnungen fast jedes Detail im Wald. Für die Einhaltung dieser Vorschriften sind der Förster und der Vorstand der Korporation zuständig. Der Vorstand entscheidet zusammen mit dem Förster über anfallende Sommer- und Winterarbeiten.

An der Generalversammlung der Korporationen werden der Vorstand und der Förster jeweils auf vier Jahre gewählt. Die Wahl findet jeweils im selben Jahr wie die Gemeinderatswahlen statt. Seit



Korporationswald Aesch-Forch 1 : 10'000

Korporationswald Aesch-Forch
 übriger Wald

Gemeindegrenze
 Parzellengrenzen
 ältere Strassen

Waldzusammenlegung 1971-1986:

Perimeter
 aufgelassene Wege
 neue Waldstrassen

einigen Jahren haben die Korporationen den gleichen Förster, nämlich den Gemeindeförster Urs Kunz. In früheren Jahren betreute der Förster der Staatswaldung Guldenen die Holzkorporation Aesch-Forch. Der letzte dieser Förster war Karl Hafner von der Forch. Seit dem revidierten kantonalen Waldgesetz von 1996 sind die kleineren Korporationen nicht mehr verpflichtet, einen sogenannten Waldwirtschaftsplan zu erstellen. Früher wurden alle zehn Jahre sämtliche Waldbäume nach Art getrennt gemessen, notiert und im Wirtschaftsplanbuch eingetragen. So konnte man den jährlichen Zuwachs der Bäume und somit des ganzen Waldes feststellen. Genau dieser Zuwachs ergab dann den sogenannten Hiebsatz, also die Menge Holz, die in einem Jahr geschlagen werden darf. Wurde diese Menge aus irgendeinem Grunde (Sturmholz, Käferbefall oder andere Ereignisse) übernutzt, so musste der Mehrerlös in einen sogenannten Forstreservefonds eingelegt werden. Ausgaben aus diesem Fonds wie etwa für Waldzukauf, Strassenbau oder sonst wertvermehrnde Ausgaben durften nur mit Bewilligung des Oberforstamtes getätigt werden. Heute wird der Zuwachs nur noch mit Stichprobenmessungen erfasst. Die jährliche Nutzung basiert aber immer noch ungefähr auf dem festgestellten Zuwachs.

Die Bewirtschaftung

Die Bewirtschaftung erfolgt heute nicht mehr durch Frondienst der Korporationsmitglieder. Nur noch die Anteilhaber, die fachlich in der Lage sind, die erforderlichen Waldtätigkeiten auszuführen, werden zum Unterhalt beigezogen und erhalten einen Stundenlohn. Die gesetzlichen Anforderungen an die Waldarbeiter sind stark angestiegen, so dass heute nicht mehr jedermann den Wald bewirtschaften darf. Vor allem im Bereich der Berufsausrüstung sind die entsprechenden Vorschriften der Suva einzuhalten, zudem wird eine fachliche Ausbildung verlangt. Für gewisse Arbeiten werden auch spezielle Maschinen eingesetzt, die von Forstunternehmen gestellt und geführt werden.

Wenn nach Abschluss der winterlichen Holzarbeiten, der Auszahlung der Waldarbeiterlöhne und der Maschinenkosten vom Holz-

verkauf (Brennholz und Nutzholz) noch etwas übrig bleibt, erfolgt pro Anteil eine Auszahlung. In den letzten Jahren war dies wegen der tiefen Holzpreise aber kaum mehr der Fall. Im Gegenteil, es mussten für die Deckung der Ausgaben die Reserven herangezogen werden.

Die Sommerarbeiten beschränken sich vor allem auf den Wegnetzunterhalt und die Jungholzpfllege. Die Strassen durch den Korporationswald gehören noch grösstenteils den Korporationen, welche daher auch für deren Unterhalt sorgen müssen. Die Gemeinde sowie die Unterhaltsgenossenschaft leisten gelegentlich Beiträge an die Unkosten. Die Unterhaltsgenossenschaft ist Eigentümerin aller übrigen Flur- und Waldwege. Der Wegunterhalt hat schon öfters zu Diskussionen Anlass gegeben. So gibt es Reklamationen von Spaziergängern, wenn die Bäume der Strasse entlang aufgeastet werden. Doch wenn diese Arbeiten nicht gemacht würden, wären die Wege in Kürze so zugewachsen, dass sie nicht mehr befahren werden könnten. Dasselbe gilt für das Laubblasen im Herbst. Aus der Laubschicht bildet sich schnell Humus, auf dem Gras zu wachsen beginnt, das den Kiesbelag der Strasse schnell zerstören würde. Auch die Waldbäche und Durchlässe müssen von Zeit zu Zeit gereinigt werden. Das sind alles Arbeiten, die Kosten verursachen und vom Holzverkauf bezahlt werden müssen.

Die Waldzusammenlegungen

Die gesamte Fläche des Gemeindewaldes beträgt ca. 350 Hektaren, davon gehören – wie schon aufgeführt – der Korporation Maur ca. 38 Hektaren und der Korporation Aesch-Forch ca. 36 Hektaren. Der Privatwald von Maur umfasst ca. 266 Hektaren, derjenige der politischen Gemeinde ca. 3 Hektaren, die restliche Fläche verteilt sich auf die Wege. Die heute recht umfassenden Waldgebiete setzten sich einst aus Kleinstteilen zusammen. Diese Situation machte eine Waldzusammenlegung in der Gemeinde Maur erforderlich. Sie wurde in zwei Etappen durchgeführt. Der oberhalb der Aeschstrasse gelegene Wald wurde mit Zumikon zusammengelegt und zwar in den 1960er Jahren. Die Zusammenle-

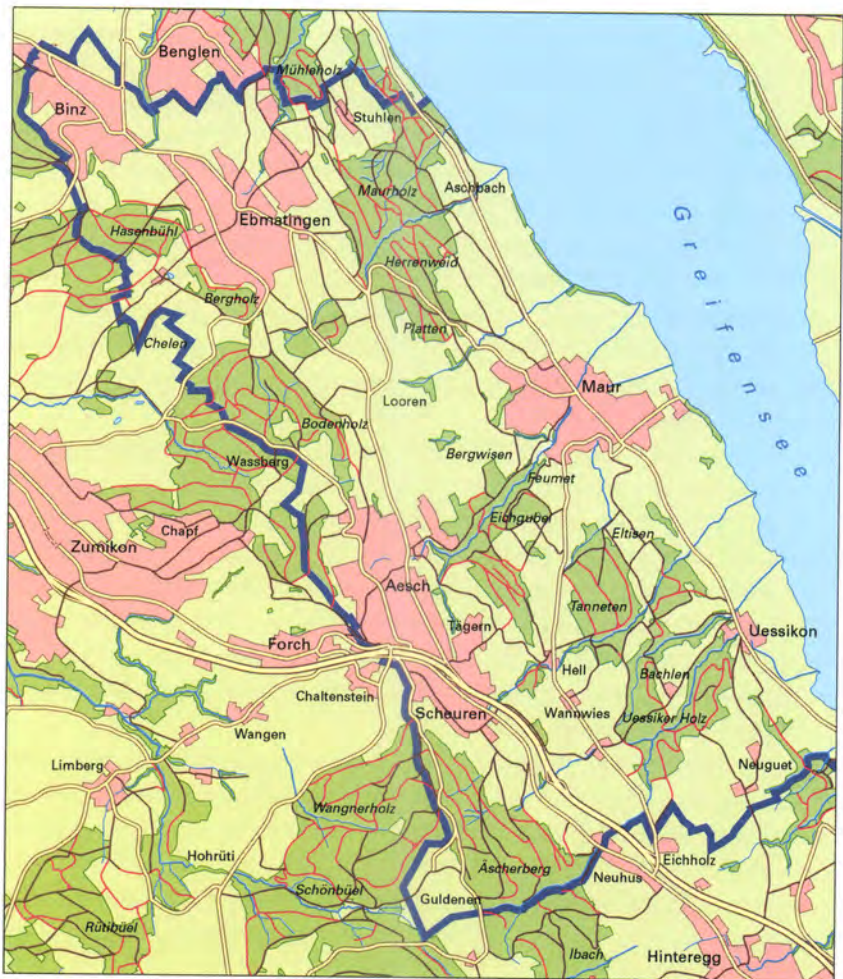
gung in der übrigen Gemeinde wurde anfangs der 1970er Jahre beschlossen. Im Zusammenhang mit den Waldzusammenlegungen wurde auch das Wegnetz in den Wäldern wesentlich erweitert. Zur Bewirtschaftung der Wälder ist das sehr vorteilhaft. Aber auch für die Bevölkerung sind die vielen schönen Waldstrassen und Spazierwege eine angenehme Nebenerscheinung.

Die früheren Waldflächen, die durch Teilverkäufe und durch Erbteilung immer kleiner geworden waren, drängten eine Zusammenlegung auf. Es gab Parzellen von unter 10 bis 20 Aren (1000 bis 2000 Quadratmeter). In diesen beengenden Verhältnissen konnte kein Baum mehr gefällt werden, ohne dass man befürchten musste, dass der Baum in die Parzelle des Nachbarn fiel. Zudem musste der Abtransport des Holzes über zwei bis drei benachbarte Parzellen erfolgen. Die Aufgabe der Vollzugsorgane der Zusammenlegung bestand daher hauptsächlich darin, die Kleinstparzel-

Veränderungen im Wald

Dass der Wald in seinen Grenzen nicht verändert werden darf, ist heute in der Bevölkerung tief verankert. Das ist wesentlich das Verdienst des ersten eidgenössischen Forstgesetzes von 1876, das grundsätzlich keine Rodungen mehr erlaubte und das weidende Vieh aus den Wäldern verwies. Zuvor waren die Wälder teilweise intensiv beweidet worden. Waldnamen wie Weidwald, Rinderweid und Weid weisen auf diese ehemalige Nutzung hin. Heute stehen vor allem die Holzbewirtschaftung und damit verbunden die Pflege des Waldes für die Nutzung in der Freizeit im Vordergrund. In diesem Zusammenhang wurden im Laufe der Jahre viele Waldlichtungen und einspringende Weidelandstreifen aufgeforstet. Eine deutlich sichtbare Veränderung erfuhren die Wälder jedoch mit der Erschliessung durch neue Waldstrassen, welche im Zuge der Waldzusammenlegungen auch in den Waldungen der Korporationen erstellt wurden.

Ernst Spiess



Waldstrassen 1: 50 000

Neue Waldstrassen, die im Zusammenhang mit Waldzusammenlegungen in den letzten Jahrzehnten erstellt wurden, sind in Rot dargestellt, ältere Waldstrassen in Braun. Die meisten Quartierstrassen und Flurwege sind weggelassen.

len zu bearbeitbaren Waldflächen zu vereinen. Die Vollzugsorgane mussten dabei zuerst sämtliche Teilflächen gemäss dem Grundbuchamt sowie die einzelnen Bäume auf jeder Parzelle ausmessen. Aus dem addierten Ergebnis wurde der Parzellenwert festgelegt und dem Eigentümer mitgeteilt. Sodann wurden die Fruchtbarkeit des Bodens, die Hangneigung sowie die Erschliessungsmöglichkeiten bewertet. In einem weiteren Schritt wurden sämtliche Grenzen im Einzugsgebiet (Perimeter) aufgehoben und die ganze Fläche so verteilt, dass pro Besitzer höchstens noch ein bis zwei Parzellen anfielen. Wertvermehrungen oder -verminderungen des Bodens wurden mit einem grösseren oder kleineren Flächenanspruch abgegolten. Die Differenz des Holzwertes wurde meistens mit Geld ausgeglichen. Damit die neuen Parzellen gut bewirtschaftet werden können, wurde das bereits erwähnte umfangreiche Wegnetz erstellt.

Im Allgemeinen sind die Besitzer mit der Zusammenlegung und den damit verbundenen neuen geschlosseneren Waldflächen recht zufrieden. Als Mitglied der Vollzugskommission erlebte ich viele kleinere und grössere Probleme, die wir aber alle ohne den Richter lösen konnten. In diesem Zusammenhang möchte ich ein ganz grosses Lob an unseren leider verstorbenen Präsidenten, Ernst Burkhard von Uessikon, aussprechen. In seiner ruhigen und diplomatischen Art konnte er manchen sich anbahnenden oder ausgebrochenen Zwist schlichten.

Die Waldzusammenlegungen in der Gemeinde Maur haben die Holzkorporationen nur am Rande berührt. Die von diesen bewirtschafteten Wälder bestanden schon aus einer zusammenhängenden Waldfläche, und auch das Wegnetz war bereits recht gut ausgebaut, sodass sich die Waldzusammenlegungen nur auf die Randgebiete des von den Korporationen bewirtschafteten Waldgebietes erstreckten.

Das Raggentobel

Der südliche Abschluss der Waldgebiete der Holzkorporation Aesch-Forch bildet das Raggentobel (in unserem Sprachgebrauch

«Rappertobel» genannt). Es bildet zugleich auch die Grenze zur Gemeinde Egg. Zugänglich ist es von Scheuren her via Landenbühl. Der von Guldenen ausgehende Bach, der sich im Laufe der Zeit ein tiefes Tobel in die Landschaft gefressen hat, bahnt sich den Weg vorbei am Weiler Neuhaus ins Uessikertobel und mündet bei Uesikon in den Greifensee. In diesem Gebiet hat es starke Nagelfluhriegel. Diese Steinformationen haben bewirkt, dass im Tobel zwei grosse Wasserfälle entstanden sind. Letztere bieten ganz besonders im Winter, wenn die Wasserfälle zugefroren sind und beeindruckende Eiswände entstehen, einen wunderschönen Anblick. Zur Bewirtschaftung ist der Tobelwald kaum mehr geeignet. Das Gelände ist sehr steil und daher für die Holzarbeiten sehr gefährlich. Deshalb wird das Tobel mehr und mehr sich selber überlassen, sodass sich das Raggentobel zu einer besonderen Naturlandschaft entfalten kann. Wer dieses Gebiet besucht, entdeckt ein kleines Paradies. Eine Wanderung in gutem Schuhwerk lohnt sich auf jeden Fall.

Die Holzarten

Die Holzarten in der Korporation sind ungefähr die gleichen wie im übrigen Wald der Gemeinde. Die Rottanne (Fichte), die Weissanne (Tanne), die Föhre, die Lärche sowie einige Douglasien und Eiben sind die hauptsächlichlichen Nadelholzbäume. Sie machen auch die Mehrheit der Bäume aus. Heute wird aber immer mehr Waldfläche mit Laubholz bewaldet. Vor allem Buchen, Eschen, Ahorn und in kleinerem Umfange Ulmen, Birken, Kirschbäume, Eichen, Erlen, Linden und andere finden sich vermehrt, weil diese Baumarten für den Mischwald dienlich sind. An vielen Standorten fühlt sich die Weissanne sehr wohl. Der Pfannenstiel-Nordhang mit seinen feuchten und tiefgründigen Böden ist für den Pfahlwurzler der ideale Standort. In leichten Muldenlagen werden die Bäume über 40 Meter hoch. Aber auch die übrigen erwähnten Baumarten fühlen sich am richtigen Standort gepflanzt oder als Naturverjüngung hier wohl, da meistens genügend Niederschläge fallen.

Die Waldhütten

Die Waldhütten in unseren Korporationen hatten eine wechselnde Bedeutung. Der ursprüngliche Zweck, als man noch mit Ross und Wagen, zu Fuss oder mit dem Velo in den Wald ging, war, dass man an einem geschützten Ort den «Znüni» oder das mitgebrachte Mittagessen einnehmen konnte. Für die Pferde bestand eine Krippe. Gebaut wurde die erste Maurmer Waldhütte 1938, diejenige von Aesch folgte 1952. Während die Aeschmer Hütte mit Ausnahme des 2002 erstellten Anbaus immer noch dieselbe ist, hat die Maurmer Korporation einige Schicksalsschläge erlitten. 1977 brannte die Hütte vollständig nieder. Mit viel Mühe und Aufwand war der Kanton zu bewegen, wieder eine Bewilligung für einen etwas grösseren Neubau zu erteilen. Nach 25 Jahren wurde auch diese Hütte ein Raub der Flammen. Diebe hatten versucht, in der Hütte einen Tresor aufzuschweissen. Sofort wurde wieder mit der Planung einer neuen Hütte begonnen. Schneller als früher konnte der Bau realisiert werden. Der Name Hütte ist für dieses Gebäude aber untertrieben. Ein prächtiger Blockbau mit Küche, Stube, Vor-



Waldhütte Aesch-Forch am Weg vom Landenbühl hinauf zur Guldenen.

(Foto: Gisela Goehrke)



Waldhütte Maur unterhalb des Weilers Stuhlen.

(Foto: Gisela Goehrke)

raum mit WC, versehen mit Strom und Wasser, ist aus der einstigen Hütte geworden. Der ursprüngliche Zweck der beiden Gebäude hat sich wesentlich verändert. Heute werden die Räumlichkeiten für gesellschaftliche Anlässe jeder Art verwendet und an Interessierte vermietet. Die Waldarbeiter haben kaum noch Zeit zum «Znüni» essen, und das Mittagessen wird zu Hause eingenommen, dank den Autos und den schnellen Traktoren.

Die Zukunft der Korporationen

Aus meiner persönlichen Sicht scheint mir die korporative Form von Waldeigentum nach wie vor sehr geeignet für die Bewirtschaftung des Waldes zu sein. Der relativ grosse zusammenhängende Wald ist für eine moderne Holzerei besser geeignet als die vergleichweisen kleineren Parzellen des Privatwaldes. Es ist nur zu hoffen, dass sich die Preise und die raumplanerischen und ökologischen Vorschriften für den nachwachsenden Rohstoff Holz so entwickeln, dass

auch wieder eine kostendeckende Bewirtschaftung betrieben werden kann. Dies würde sicherstellen, dass die Korporationen weiterhin für eine gedeihliche Entwicklung und Nutzung des Waldes und seine Pflege aufkommen können.

Walter Fischer

Schriftliche Quellen

- Felix Aeppli: Geschichte der Gemeinde Maur. Maur 1979
- Bericht zum Vorprojekt der Waldzusammenlegung Maur, Zürich 1971
- Gottfried Kuhn: Chronik Maur 1939/42. Ungedruckt
- Alfred Kunz: 150 Jahre Holzcorporation Maur. Maur 1983
- Karten S. 70, 73 & 77: Ernst Spiess, Forch

Wald und Jagd –

Jagdaufseher Hans Brüngger im Gespräch

Die Jagd beinhaltet heute «einen umfassenden Leistungsauftrag der Öffentlichkeit. Ökologische und wirtschaftliche Aspekte aus Landwirtschaft und Forst gehören ebenso dazu wie der gesetzliche Auftrag, sich nachhaltig für Lebensräume, Artenvielfalt und Schadensverhütung einzusetzen. Die Artenvielfalt und Lebensräume unserer wildlebenden Säugetiere, Vögel und Fische sind zu erhalten, bedrohte Tierarten müssen geschützt werden, Schäden an der Umwelt, verursacht durch Ungleichgewichte in den Wildtierbeständen, sind zu vermeiden.» (www.fjv.zh.ch; Kanton Zürich)



Hans Brüngger
(Foto: Hermann Landolt)

Hans Brüngger, Jagdaufseher

Dieser oben erwähnten Aufgabe, die im kantonalen Gesetz über Jagd und Vogelschutz vom 12. Mai 1929 festgelegt und auf der Homepage der kantonalen Jagd- und Fischereiverwaltung umschrieben ist, kommt Hans Brüngger von Maur nach, seit er 1953 als Jagdaufseher und Wildhüter der Jagdgesellschaft Maur vereidigt worden ist. Hans Brüngger ist im Sponstürli, wunderschön über dem Dorf gelegen, als Bauernsohn aufgewachsen. Nach der Sekundarschule ging er seinem Vater auf dem Hof zur Hand, wobei er sich gleich-

zeitig zum Bauern ausbildete. Die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg und die Kriegsjahre selber liessen dem jungen Mann keine grosse Bewegungsfreiheit. Schon als siebzehnjähriger Bursche wurde er 1939 in militärische Aufgaben eingebunden. So hatte er in dieser Zeit bei der Ortswehr und bei der Kriegsfeuerwehr Dienst zu leisten und sich im turnerischen Vorunterricht zu ertüchtigen. Ab 1942 leistete er Militärdienst. Gelegentlich hatten Vater und Sohn miteinander zur gleichen Zeit in den Dienst einzurücken, was zu Hause auf dem Bauernhof zu einigen Schwierigkeiten führte, mussten doch die zu Hause gebliebenen Frauen den Hof und die damit verbundene harte Arbeit zusammen mit den Knechten selber erledigen. Nach dem Krieg konnten Vater und Sohn gemeinsam den Bauernhof führen. 1958, nach dem Tode des Vaters, übernahm Hans Brüngger zusammen mit seiner Frau – er hatte 1951 geheiratet – den Hof.

1953 wurde die Stelle des Jagdaufsehers, auch Wildhüter genannt, der Jagdgesellschaft Maur frei. Der damalige Gemeindepräsident Gottfried Fehr machte Hans Brüngger auf die frei werdende Stelle aufmerksam. Hans Brüngger, ein grosser Natur- und Wildfreund, verbrachte schon als Knabe jede freie Minute im Wald. Stundenlang konnte er Wild beobachten und dessen Verhalten studieren. Oftmals begleitete er den ersten Wildhüter, Oskar Wettstein, bei seinen Streifzügen durch den Wald. Auch durfte er als Jäger-Gehilfe oder Treiber bei einer Treibjagd mittun. Diese ersten Jagderfahrungen und das eigene Interesse an der Jagd bewogen Hans Brüngger, die Stelle anzunehmen. Ohne eigentliche Jägererfahrung musste sich der angehende Wildhüter das notwendige Wissen und die dazu erforderlichen Fähigkeiten aneignen: Er hatte sich auf die Jäger- und Wildhüterprüfung vorzubereiten, die von der kantonalen Jagdverwaltung durchgeführt wird.

Das Jagdgesetz von 1929 stellt für diese Tätigkeit klar umschriebene Anforderungen. Konnten nach der Einführung des Jagdgesetzes anfänglich noch erfahrene Jäger diese Aufgabe übernehmen, so war später für alle zukünftigen Wildhüter die Prüfung eine unausweichliche Pflicht. So legt die Vollziehungsverordnung in Paragraph 53 fest: «...Diese (Jagdaufseher) müssen im Besitz eines amtlichen Ausweises und einer Jagdkarte sein. Hinsichtlich ihrer Person

bedarf es der Zustimmung des für das Revier zuständigen Gemeinderats.» Wichtige Inhalte der Prüfungen sind unter anderen Wildkenntnisse, Gesetzesbestimmungen, Waffen- und Munitionskunde. Zudem muss der Jagdaufseher ein guter Schütze sein und über einen unbescholtenen Leumund verfügen. Ausgestattet mit den erfolgreich erworbenen Ausweisen konnte Hans Brünger 1953 seine neue Tätigkeit im Revier Maur aufnehmen.

Das Jagdrevier

Das Gesetz von 1929 brachte im Kanton Zürich eine einschneidende Veränderung. War bis dahin die Patentjagd die übliche Form der Jägerei, so folgte nun die Revierjagd. Ein Revier konnte jeweils



Jagdgesellschaft bei der Jagdvorbereitung.

(Foto: aus dem Privatbesitz von Hans Brünger)

von einer so genannten Jagdgesellschaft – darin sind die an der Jagdpacht beteiligten Jäger vereinigt – gepachtet werden. «In der Regel entsprechen die Jagdreviere den Gemeindegebieten, in welchen von den politischen Gemeinden das Jagdrecht über einen Zeit-

raum von acht Jahren an eine Jagdgesellschaft verpachtet wird.» Auch in der Gemeinde Maur entspricht das Revier ungefähr den Grenzen der Gemeinde. Es reicht von Rellikon bis zum Guldenerholz, von Scheuren bis Binz und von der Jugendherberge Fällanden bis zur Badi Egg. Die Jagdgesellschaft Maur, der ein Obmann vorsteht – zur Zeit ist es Urs Zehnder von Opfikon –, umfasst heute sechs Pächter, zu denen auch die Jagdaufseher gehören. Während früher die Anzahl der möglichen Pächter unbeschränkt war, ist sie heute für ein Revier festgelegt.

Die Revierjagd

Wird eine Jagd durchgeführt, so wird ein bestimmtes Gebiet innerhalb des Reviers festgelegt, in dem eine Treibjagd vonstatten geht. Dabei muss der Jagdaufseher genau wissen, wie er die Treiber mit



Vor der Jägerhütte der Jagdgesellschaft.

(Foto: aus dem Privatbesitz von Hans Brüngger)

den Stöberhunden durch den Wald ziehen lässt und wo die Jäger zu postieren sind. Auch hat er sicherzustellen, dass ein Drittel der

bejagten Fläche offen bleibt, damit die Tiere auch eine Chance zur Flucht haben. Bei dieser Jagdform können auch einzelne Gäste eingeladen werden, die über einen Jagdpass verfügen. Neben der Treib- oder Stöberjagd wird vom Einzeljäger auch die Pirschjagd oder die Jagd vom Hochsitz aus gepflegt. Das Reh ist das Haupttier der Jäger. Beachtet man aber in Paragraph 27 des Gesetzes die aufgezählten Tierarten, so kann der Jäger doch verschiedene Tiere bejagen. Es sind dies Rehe und Wildschweine, Hasen, wilde Kaninchen, Eichhörnchen, Füchse, Dachse, verwilderte Hauskatzen, Steinmarder, Fasanenhähne, Ringel- und Türkentauben, Stockenten, Haubentaucher, Blässhühner; Raben-, Saat- und Nebelkrähen, Elstern und Eichelhäher. Dabei gelten für die verschiedenen Tiere unterschiedliche Jagdzeiten, die von jedem Jäger strengstens zu beachten sind.

Im Revier Maur leben ungefähr 80 bis 90 Rehe. Die Anzahl ist über längere Zeit beizubehalten, denn der jährliche Abgang an Rehwild hat dem Neuzuwachs des ermittelten Geissenbestandes zu entsprechen. Jedoch wird nicht die ganze im Abschussplan festgelegte Anzahl Rehe von den Jägern erlegt. Ein grosser Teil der Tiere kommt im Strassenverkehr, durch Mähmaschinen und wildernde Hunde um. Die geschossenen Tiere kann der Jäger nicht behalten. Ihm stehen lediglich die Leber und das Herz zu. Das Tier insgesamt wird verkauft oder der Jäger kann es selber erstehen.

Pflege und Kontrolle des Wildes

Die Aufgaben eines Revierwildhüters sind umfassend und vielfältig. Grundsätzlich steht die Pflege jeglichen Wildes im Vordergrund. Damit sich der Jagdaufseher auch wirklich einen Überblick über «sein» Wild und dessen Zustand verschaffen kann, sind Reviergänge notwendig. Bei diesen Kontrollgängen kann der Jagdaufseher feststellen, ob kranke, verlassene oder verletzte Tiere vorhanden sind, die etwa einen Abschuss erforderlich machen.

Die Pflege und der Schutz von Jungtieren lagen Hans Brünger besonders am Herzen. Immer wieder kommt es vor, dass die Mutter von Jungtieren etwa durch den Verkehr ums Leben kommt. Verein-

*Rehkitz vor dem Haus Brüngger,
1967.*

(Foto: aus dem Privatbesitz von
Hans Brüngger)



samt und verängstigt fiept dann ein Rehkitz in einem Getreidefeld oder im hohen Gras. Solch mutterlosen Kitzen stand der Wildhüter bei. Nicht selten nahm er ein verwaistes Rehkitzen nach Hause, um es gross zu ziehen. So fand Hans Brüngger einmal ein zwei Wochen altes Rehlein, das völlig hilflos und noch nicht alleine lebensfähig im Gras lag. Kurz entschlossen trug er das Tier nach Hause und die ganze Familie beteiligte sich an dessen Aufzucht. Mit der Schoppenflasche wurde das schüchterne Tierlein ernährt. Doch als Feinschmecker mundete dem Tier die Kuhmilch keineswegs, zu wenig ähnlich mit der gewohnten Nahrung war ihm allem Anschein nach die neue Kost. Deshalb musste zuerst einmal die richtige Milch gefunden werden. Bei einem benachbarten Bauern fand sich in Form von Ziegenmilch das Gewünschte. Über einige Wochen hinweg kümmerte sich die ganze Familie Brüngger um das Reh, das erfreulich gedieh. Für die brünggerschen Kinder wurde das Rehlein zu einem geliebten Spielkameraden, mit dem sie sich im Haus und ums Haus vergnügen konnten. Dem Jungtier schien die gefahrlose

Welt bei der Familie Brüngger ausgezeichnet zu gefallen, bis schliesslich seine eigentliche Natur zu Tage trat. Immer mehr begann es sich aus der Umgebung des Bauernhofes zu entfernen, was Hans Brüngger veranlasste es auszuwildern. Dies glückte und das Tier lebte sein naturgegebenes Leben. Es hatte sich aber an die brünggerschen Leckerbissen, die ihm über einige Zeit gereicht worden waren, gewöhnt und wollte sie nicht mehr missen. So kehrte das ausgewachsene Reh am Morgen meistens wieder zu seinem «Zuhause» zurück, wo sein «Zmorge» vor dem Haus bereit stand, um sich nachher gestärkt wieder in die Wildnis davon zu machen.



Aufzucht der MarderKinder, 1963.

(Foto: aus dem Privatbesitz von Hans Brüngger)

Ähnliches spielte sich in der Wildhüterfamilie mit zwei jungen Mardern ab. Verzweifelt schrien die zwei Fellhäufchen unter einem Hausdach. Die Mutter schien ums Leben gekommen zu sein und so blieben die Jungen ohne Nahrung. Der Wildhüter rückte aus und befreite die beiden MarderKinder aus ihrer misslichen Lage. Auch diesen beiden kleinen Kerlen stand die ganze Familie bei. In einem Käfig fanden die Marder ein neues Zuhause. Bei bester tiergerechter Pflege wuchsen sie auf und gediehen prächtig. Alle hatten die Tiere so eng ins Herz geschlossen, dass auch der Jagdhund nicht abseits stehen wollte, sich bestens mit seinem Jagdwild verstand

und bei den täglichen Spielereien vergnüglich mittat. Trotzdem konnten auch die beiden Marder dem Lockruf der Natur nicht widerstehen und verschwanden eines Tages aus der vertrauten brüngerischen Umgebung.

Neben dieser pflegerischen Tätigkeit ist auch unangenehme Arbeit gefordert. Zu jeder Tages- und Nachtzeit hat der Jagdaufseher auszurücken, wenn ein Tier angefahren wird. Dabei hat er ausser den erforderlichen Formalitäten auf dem Platz den Zustand des Tieres zu beurteilen. Steht das Tier lediglich unter einem Unfallschock und rennt in kurzer Zeit wieder munter davon oder hat das Tier unsichtbare, aber schwerwiegende Verletzungen erlitten, die einen sofortigen Abschuss erforderlich machen? Vor allem wenn das Tier umgehend getötet werden muss, ist der Unfall verursachende Autolenker oft der Geschockte und erachtet den Wildhüter als kaltblütigen Schützen, der in seinen Augen lieber das Tier abschiessert als den Tierarzt beizuziehen oder etwa das verletzte Reh ins Tierspital zu bringen, wie Hans Brügger aus seiner vielfältigen Erfahrung zu erzählen weiss. Bei Unfällen mit Tieren steht er trotz hohen Alters im Notfall immer noch zur Verfügung. Auch wenn heute seine Söhne Hansrudolf und Reinhard als Jagdaufseher diese Aufgabe übernommen haben.

Sehr hoch sind die Anforderungen an den Wildhüter und die ganze Pächterschar, wenn eine Tierseuche ausbricht. In den 1970er Jahren zog die Tollwut über unser Land hinweg. Damit die Füchse nicht den ganzen Tierbestand gefährdeten, mussten die erforderlichen Massnahmen getroffen werden. So wurden als erstes die bekannten Fuchsbaute begast. Der Erfolg blieb aber gering, da sich die Füchse sozusagen über den Notausgang davon machten. Bei der Aktion wurden vielmehr die Dachse getötet, die sich allem Anschein nach nicht so schlau anstellten. Erst mit Serum präparierte Hühnerköpfe brachten den gewünschten Erfolg.

Besonders gerne arbeitete Hans Brügger bei der Tierzählung mit. Während diese für den Laien ein eher unvorstellbares Geschäft ist, da sich die Tiere ständig in Bewegung befinden, scheint es für die Jäger kein Problem zu sein. Mit dem Auto fahren die Jäger in der Nacht durch die Flur. Mit einem Scheinwerfer wird die Umgebung nach Tieren abgesucht. Mit dem Feldstecher in der Hand und dem

Zählformular auf den Beinen werden alle gesichteten Tiere registriert. Aus dem Gesamt der Beobachtungen wird die Bestandeszahl eruiert, wobei die Wanderbewegungen der Tiere berücksichtigt werden.

Zum Vergnügen und zur Freude eines Jagdaufsehers gehört natürlich die Jagd selber, da ja jeder Jagdaufseher gleichzeitig auch Jäger ist. Sei das nun eine einsame Pirsch- oder eine Treibjagd zusammen mit Gästen wie etwa dem Gemeinderat. Hans Brüngger selber war letztmals vor drei Jahren an einer Treibjagd dabei und schoss zugleich auch sein letztes Tier. Schon achtzigjährig beteiligte er sich zusammen mit dem Gemeinderat an einer Treibjagd im Gebiet Tanneten. Plötzlich hörte Hans Brüngger heftiges Hundegebell und «gspässige» Laute, die vom Tobel her ertönten. Doch zu «stotzig» erwies sich für ihn das Bachtobel, so dass er sich aussen herum an das Tier und Gebell heranpirschen musste. Plötzlich sah er von unten auf dem Tobelrand, bedroht von zwei Hunden, einen wackeren Rehbock. Ein gezielter Schuss und der Bock fiel ihm entgegen, ins Tobel herunter. Unter Mithilfe seines Sohnes Reinhard und der anderen Jäger wurde das Tier aus dem Wasser gezogen und ausgeweidet. Das Tier erwies sich aber als sehr krank, war doch die ganze Bauchhöhle vereitert. Hans Brünggers letzter Schuss brachte dadurch keinen feinen Rehpfeffer auf den Tisch, der mit dem Gemeinderat und allen Jägern festlich hätte verzehrt werden können, sondern das Reh musste in der Kadaverstelle entsorgt werden.

Interessenkonflikte im Wald

Durch den Wald zu streifen und dem zahlreichen Wild und seinen Spuren zu folgen, lässt jedes Jägerherz höher schlagen. Doch hier prallen schnell zwei Interessen aufeinander. Am liebsten ist dem Jäger ein lichter Wald, der es ihm ermöglicht, die Tiere von Auge oder mit dem Feldstecher gut zu sichten und damit auch beim Jagen das Tier ohne Sichtbehinderung vor die Büchse zu kriegen. Zugleich gewährleistet ein offener Wald auch mehr Sicherheit, wenn etwa bei einer Treibjagd verschiedene Personen sich an verschiedenen, aber

doch recht nahe beieinander liegenden Plätzen aufhalten. Der über lange Zeit gepflegte reine Tannenwald hat diesem Jägerbedürfnis entsprochen. Doch als Natur- und Waldfreund erachtet der Jäger den heute von den Förstern bevorzugten Mischwald als ideal, da er dem Wild bessere Lebensbedingungen bietet. Gewiss erschwert der Mischwald die Jagd. Die Sicht ist nicht mehr so optimal und der Sicherheit ist viel mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Jedoch für die Tiere finden sich darin ein besseres Nahrungsangebot und grössere Sicherheit. Zugleich schafft ein solcher Wald für die Tiere vermehrt Schutz bei der Geburt – die zwar eher in einer hochgewachsenen Wiese oder im Kornfeld vor sich geht – und bei der Aufzucht ihres Nachwuchses. Was weder Jäger noch Tiere lieben, sind dicht mit Brombeerstauden und anderem verflochtenem Kleingehölz verwachsene Wälder.

Schwierig wird für den Jäger die Situation, wenn sich die Tiere am Jungholz gütlich tun. Das Wild liebt die jungen Tannentriebe. Bei den Rottannen ist es nicht so gefährlich, wenn Rehe sich einige Jungtriebe abreissen. Für die Weisstanne wirkt sich dies dagegen lebensgefährlich aus. Doch nicht nur der Knospenfrass kann den Wald gefährden. Im Frühjahr, wenn bei den Rehböcken die Hörner nachwachsen, werden letztere durch «Fegen» vom Bast befreit. Für dieses Fegen bevorzugen die Rehe junge elastische Bäume, die ihrer Fegebewegung nachgeben und trotzdem genügend Widerstand leisten, so dass ein wirksamer Bürsteneffekt entsteht. Das kann bei den Bäumchen zu so beträchtlichen Verletzungen an der Rinde führen, dass sie eingehen. Der Mischwald bietet daher Vorteile, weil das Angebot für die Tiere besser ist. Die Jäger haben aber doch dafür zu sorgen, dass keine allzu grossen Wildschäden entstehen und ein Gleichgewicht zwischen Tierzahl und Wald besteht – auch wenn der Förster entsprechende Schutzvorkehrungen trifft. Ob nun Krähen ein ganzes Feld Maissprösslinge ausreissen und fressen oder sich Wildschweine eines Ackers bemächtigen, die Jäger haben für Ordnung zu sorgen und werden auch über den Wildschadenfonds zur Verantwortung gezogen.

Die Jäger haben in ihrem Revier für ein natürliches Gleichgewicht zwischen Wald und Wild besorgt zu sein. Nur so ist es möglich, dass sich beide gedeihlich entwickeln und Jäger und Wildhüter wei-

terhin ihrer Aufgabe und ihrem Vergnügen nachgehen können, wie dies Hans Brüngger über ein halbes Jahrhundert hinweg als Jagdaufseher in seinem Maurmer Revier getan hat.

Hermann Landolt

Schriftliche und mündliche Quellen

- Fischerei- und Jagdverwaltung des Kantons Zürich, www.fjv.zh.ch, 26.6.2006
- Gesetz über Jagd und Vogelschutz vom 12. Mai 1929
- Vollziehungsverordnung zum Gesetz über Jagd und Vogelschutz (Jagdverordnung) vom 5. November 1975

Hans und Renata Brüngger, Bürgli, Maur

Maurmer Chronik 2005 / 2006

Gemeindeversammlungen, Urnenabstimmungen und Wahlen der politischen Gemeinde, der Schulgemeinde und der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde

(in chronologischer Reihenfolge)

27. November 2005

Urnenabstimmung der politischen Gemeinde (Stimmbeteiligung 47,3 %)

Mit 2411 Ja gegen 420 Nein bewilligten die Stimmberechtigten den Baukreditanteil der Gemeinde Maur von Fr. 4'400'708 für Umbau und Erweiterung des Südtrakts des Zollingerheims.

5. Dezember 2005

Kirchgemeindeversammlung der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde (anwesend 37 Stimmberechtigte)

Der ausgeglichene Voranschlag 2006 wird genehmigt und der Steuerfuss unverändert auf 9 % festgesetzt.

12. Dezember 2005

Gemeindeversammlungen (anwesend 103 Stimmberechtigte)

B. Schulgemeinde

Der Voranschlag 2006 mit einem Aufwandüberschuss von Fr. 108'150 und der unverändert auf 44 % der einfachen Staatssteuer belassene Steuerfuss werden festgesetzt.

A. Politische Gemeinde

Der Voranschlag 2006 wird, mit einem Aufwandüberschuss von Fr. 2'045'700, genehmigt und der Steuerfuss unverändert auf 36 % der einfachen Staatssteuer festgesetzt.

Die Totalrevision der Verbandsordnung der Zürcher Planungsgruppe Glattal (ZPG) wird einstimmig angenommen.

Die Abrechnung über den Einbau eines Kinderhorts in der Liegenschaft Alte Zürichstrasse 5, Maur, mit Kosten von Fr 2'232'268.40 wird genehmigt.

12. Februar 2006

Erneuerungswahl der Behörden der politischen Gemeinde für die Amtsdauer 2006/2010 (Stimmbeteiligung 29,7 %)

Es wurden ohne Wahlkampf gewählt:

Gemeinderat: Bruno Sauter, bisher; Delia Jäggi-Lüthi, neu; Beat Kammermann, bisher; Roland Humm, bisher; Severin Krebs, bisher; Elisabeth Brüngger, bisher; Stephan Rupper, bisher; als Gemeindepräsident: Bruno Sauter, bisher.

Sozialbehörde: Regina Reinle, bisher; Barbara Schenker-Schweizer, neu; Felix Senn, bisher; Urs Kunz, neu.

Rechnungsprüfungskommission: Kaspar Blättler, bisher; Peter Jäggi, bisher; Beat Gut, bisher; Matthias Wendel, neu; Catherine Gerwig, neu; als Präsident: Kaspar Blättler, bisher.

Gemeindeammann und Betriebsbeamter: Reinhard Brüngger, bisher.

13. März 2006

Gemeindeversammlungen (anwesend 191 Stimmberechtigte)

A. Schulgemeinde

Die Teilrevision der kommunalen Entschädigungsverordnung (Änderung der Schulpflegeentschädigungen) wird angenommen.

Genehmigung von Bauabrechnungen:

- Sanierung des Primarschulhauses Aesch mit Kosten von Fr. 9'607'128.20 (bewilligter Kredit Fr 9'084'500).
- Sanierung und Erweiterung des Kindergartens Rainstrasse in Maur mit Kosten von Fr. 1'766'531 (bewilligter Kredit Fr. 1'775'000).

B. Politische Gemeinde

Die Bauabrechnung über Archivräume im Untergeschoss des Kindergartens Rainstrasse in Maur mit Kosten von Fr. 402'786 (bewilligter Kredit Fr. 405'000) wird genehmigt.

Anschliessend werden die mit Ende der Amtsdauer 2002/2006 ausscheidenden Behördemitglieder verabschiedet.

21. Mai 2006

Erneuerungswahlen der Schulpflege, der evangelisch-reformierten Kirchenpflege und in das Friedensrichteramt für die Amtsdauer 2006/2010

Gewählt werden:

Schulpflege: Cornelia Bräker-Kaufmann, bisher; Fritz Hürzeler, bisher; Peter Jakoubek, bisher; Maja Leuzinger, bisher; Markus

Neidhart, bisher; Arthur Pünter, bisher; Brigitte Steimen Grandl, neu; als Präsidentin: Maja Leuzinger.

Evangelisch-reformierte Kirchenpflege: Sibylle Bürgi-Henn, neu; Rolf Hauri, bisher; Christoph Lutz, bisher; Peter Scheuermeier, bisher; Ruth Steiner-Brenk, bisher; Bernhard Ueberwasser, bisher; als Präsident: Peter Scheuermeier, bisher.

Friedensrichteramt: Rosmarie Hotz, neu.

12. Juni 2006

Gemeindeversammlung der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde

Die Jahresrechnung mit einem Ertragsüberschuss von Fr. 1'043'380.95 wird genehmigt.

Als Ergänzungsmitglieder der Rechnungsprüfungskommission der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde werden gewählt: Eduard Warburton, bisher; Janine Fenner-Beer, neu, und Hans Peter Glauser, neu.

Die Kirchenpflege orientiert über das Bauprojekt Kirchgemeindehaus «Haus im Gerstacher» in Ebmatingen und legt mit dem Jahresbericht Rechenschaft über das kirchliche Leben im Jahr 2005 ab.

19. Juni 2006

Gemeindeversammlungen (anwesend 67 Stimmberechtigte)

A. Schulgemeinde

Die Jahresrechnung 2005 des Schulguts mit einem Ertragsüberschuss von Fr. 1'547'513.28 wird genehmigt.

B. Politische Gemeinde

Die Jahresrechnung mit einem Aufwandüberschuss von Fr. 1'120'677.90 wird genehmigt.

Erneuerungswahlen, es werden gewählt:

- in die Werkkommission: Urs Peter Blum, bisher; Fausto A. Fischer, bisher; Walter Keller, bisher; Edwin Sallenbach, bisher.
- in das Wahlbüro: 4 stimmberechtigte Einwohnerinnen und Einwohner von Binz, 14 von Ebmatingen, 19 aus der Forch und 9 von Maur.

Der Revision des privaten Gestaltungsplans «Heim zur Mühle», Uessikon, und dem privaten Gestaltungsplan «Binz/Zürichstrasse» in Binz, wird zugestimmt.

Die Bauabrechnung der Liftanlage der Bahnstation Forch mit einem Kostenanteil der Gemeinde Maur von Fr. 490'282.60 wird genehmigt.

24. September 2006

Urnenabstimmung der evangelisch-reformierten Kirchgemeinde

Der Objektkredit für den Bau des Kirchgemeindehauses «Haus im Gerstacher» in Ebmatingen im Betrag von Fr. 4'175'550 (darin eingeschlossen Fr. 1'205'550 Landkosten) wird von den Stimmberechtigten mit 979 Ja- zu 696 Nein-Stimmen bewilligt.

Abgeschlossen per 31. Oktober 2006

Einwohnerzahl per 31. Oktober 2006: 9226 (Vorjahr 8952)

Markante Ereignisse im Gemeindeleben 2005/2006

(Zahlen in Klammern verweisen auf ausführliche Informationen in den betreffenden Nummern und Jahrgängen der Maurmer Post.)

2005

11./12. Nov. Der Singkreis Maur führt in der reformierten Kirche das Requiem von Gabriel Fauré auf (46/05).

2006

2. Jan. Die Neujahrsblätter 2006 unter dem Thema «Von der Handmühle zum Computer» werden am Neujahrsapéro vorgestellt (1/06).

4. Feb. «Seegfröni»: Der zugefrorene Greifensee wird für die Begehung durch die Bevölkerung freigegeben (6/06).

6. März Einer der ausgiebigen Schneefälle dieses langen und harten Winters legt die Tennishalle in der Looren wegen eines gleichzeitigen Heizungsdefektes flach (11/06).

18. März In der katholischen Kirche St. Franziskus in Ebmatingen wird ein Jugendraum eingeweiht (13/06).

28. März & 5. April An einer privat organisierten Informationsveranstaltung im Lotharhaus in Binz und einer vom Gemeinderat eingeladenen Orientierungsversammlung im Loorensaal wird über die technischen und rechtlichen Belange der in Binz und in der Forch geplanten Mobilfunkantennen informiert und, vorab über die wenig geklärten ge-

sundheitlichen Gefahren, heftig diskutiert (14 und 15/06).

3. April Die Gemeinderäte von Maur und Zumikon bestellen den Stiftungsrat der Gustav-Zollinger-Stiftung, die das Zollingerheim in Aesch betreibt, neu. Neuer Präsident ist Dr. Stephan Netzle, Maur, neuer Vizepräsident Fredy Zuberbühler, Zumikon. Weiter gehören dem Stiftungsrat an: Elisabeth Brüngger, Maur, Elisabeth Egli Forster, Rudolf J. Kurth, Maur, neu, Nicole Poëll, Zumikon, neu, Marlise Speck, Zumikon (35/06).
30. April Aus Anlass des 30-Jahre-Jubiläums der Herrliberger Sammlung tritt David Herrliberger (in Person des Schauspielers Kurt Bigger) zur Eröffnung der aufgefrischten und erweiterten Sammlung in der Burg Maur auf (18, 22 und 29/06).
- April/Mai Zum hundertsten Mal erscheint das von Kurt und Margrit Vögeli von Hand gestaltete Trimester-Programm für die Gottesdienste auf der Forch (17/06).
11. Mai Das neue Motorschiff der Schifffahrts-Genossenschaft Greifensee wird im Bootshafen Niederuster gewässert und am 23. Juni bei der Schifflände Maur auf den Namen «David Herrliberger» getauft. Das Schiff wurde von der Schifffahrtsgesellschaft Vierwaldstättersee in Luzern gebaut und ersetzt das MS «Oberland» (20 und 26/06).
2. Juni Einweihung des neuen Badestegs am Greifensee zwischen Badi Maur und Rausenbach als Ersatz für die gesperrten und unter Schutz gestellten Buchten im Schilfgürtel (23/06).

- Juni/Aug. Die seit 1971 in Ebmatingen ansässige Baufirma Polla AG (Pollahof) feiert ihr 100-Jahr-Jubiläum (25/06).
31. Juli Erfolgreicher Abschluss der drei Monate dauernden Anti-Littering-Kampagne «Triffsch...?» in mehreren Oberländer Gemeinden. In der Gemeinde Maur war das Gebiet um die Schifflände als abfallfreie Zone markiert und zeigte eine positive Entwicklung. Die überwiegende Zahl der befragten Personen begrüsst die Aktion und befürwortet deren Fortsetzung (19, 27 und 39/06).
1. August Zum zweiten Mal findet die offizielle 1. August-Feier der Gemeinde Maur unterhalb der Besenbeiz in Uessikon statt. Ungeachtet des allgemeinen Verbots von Feuern im Freien brennt der bereitstehende Holzstoss um 22 Uhr plötzlich lichterloh, keiner weiss wie. Die Feuerwehr Maur rückt pflichtgemäss zum Löschen aus (31 und 32/06).
6. Sept. Regierungsrätin Rita Fuhrer stellt im Loorensaal den Gegenvorschlag des Zürcher Regierungsrats zur Volksinitiative «Für eine realistische Flughafenpolitik» vor. Einen wichtigen Punkt ihrer Ausführungen bildet der Zürcher Fluglärmindex ZFI als neues Richtmass für die Lärmbelastung der Bevölkerung; sie bekommt dafür wenig Applaus (37/06).
9. Sept. Der Bezirk Uster feiert die Eröffnung der Glattalbahn vor 150 Jahren. Entgegen früheren Projekten wurde die Bahnlinie nicht über Maur geführt, wo durch der Gemeinde viel Natur erhalten blieb (36/06).
7. Okt. Eröffnung der Wechselausstellung «Ausrufer, Marktschreier, Strassenhändler weltweit im Bild»

in der Kunstkammer der Burg Maur. Die Ausstellung zeigt neben Arbeiten aus David Herrlibergers Werkstatt vor allem europäische Ausrufertafeln des 17. bis 19. Jahrhunderts (39/06).

30. Oktober Während die Flugzeuge morgens zwischen 6 und 7 Uhr von Norden her über den Pfannenstiel donnern, versammeln sich rund 400 Mitglieder des Vereins «Flugschneise Süd – Nein» – darunter auch viele Maurerinnen und Maurer – beim Forchdenkmal, um aus Protest gegen den Fluglärm den 3. Jahrestag seit Gründung des Vereins zu begehen (44/06).

Abgeschlossen per 31. Oktober 2006

Impressum

Die Autoren dieser Ausgabe:

Fritz Berger, Wannwis (†)

Walter Bernet, Uessikon

Christine Bozzone, Forch

Albert Diem, Ebmatingen

Walter Fischer, Scheuren

Gisela Goehrke, Scheuren

Hermann Landolt, Forch

Maurmer Chronik:

Hans Rudolf Thalman, Forch

Redaktion:

Walter Bernet, Christine Bozzone, Albert Diem,
Gisela Goehrke, Hermann Landolt, Silvia Orlando Akagi

Umschlagfotos, Satz & Gestaltung

Silvia Orlando Akagi, Theilingen

Belichtungen:

Pronto Satz AG, Zürich

Druck:

Schippert AG, Ebmatingen

(auf chlorfreiem Papier)

